

Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien
Band: 24 (1995)

Artikel: Halldór Laxness : die Romane : eine Einführung
Autor: Friese, Wilhelm
Kapitel: Suche nach Sinn
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-858273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Suche nach Sinn

Eine ungewöhnlich lange Zeit für den Romancier – fünf Jahre – sollte da hingehen, ehe sein nächster Roman erscheint. Nahm ihm der Ruhm und die weltweite Anerkennung, die ihn gegen Mitte der fünfziger Jahre erreichen, die notwendige Ruhe zum Schreiben? Oder kostete ihn sein Engagement für die Weltfriedensbewegung zu viel Zeit? Spielte er doch in der von der Sowjetunion stark geförderten, um nicht zu sagen, gelenkten Weltfriedensbewegung eine herausragende Rolle. Er macht seine Sache gut; aus der Feder des westlichen Vorzeigekomitees stammt manch bitter-böser Zeitungsbeitrag und Essay – nicht zu vergessen seine Reden zu allen möglichen Anlässen – wider den kriegslüsternen Kapitalismus des Westens und das aggressive Bündnis der NATO. Erstaunlicherweise aber nimmt er mit keinem Wort dazu Stellung, als er bei der Entgegnahme des Weltfriedenspreises am 27. November 1953 in Wien seine Dankesrede hält. Vor den versammelten Friedensfreunden, die für Schauvorstellungen dieser Art von der Sowjetunion ausgenutzt werden – wie er einige Jahre später anmerkt –, erinnert sich Laxness an jene Männer seiner Heimat, die im Mittelalter eine so einzigartige Literatur schrieben: an diese Tradition knüpfe seine schriftstellerische Tätigkeit an.

Von den mittelalterlichen Sagamännern, den Schöpfern der klassischen isländischen Literatur, die zur Weltliteratur zählt, spricht Laxness auch am 10.12.1955 in Stockholm, als er, «ein armer Wanderer und Dichter von einer der abgelegenen Inseln der Welt [...] in das Rampenlicht vor alle Welt» tritt, um aus der Hand des schwedischen Königs den Literatur-Nobelpreis in Empfang zu nehmen. Die Verleihung des Nobelpreises durch die Schwedische Akademie verschafft dem bis dahin in Island zum Teil heftig umstrittenen Autor – nicht wenige Isländer hätten den Preis wohl eher Gunnar Gunnarsson (1889–1975) gegönnt – eine neue, gänzlich ungewohnte Position: Als «der Nobel-Dichter» (Nóbelsskáldið) seines Landes übernimmt er Repräsentationspflichten und andere öffentliche Aufgaben, als Botschafter der isländischen Kultur tritt er in vielen Ländern auf, so u. a. in China, Indien, Israel und in den USA. Er sieht sich in dieser Funktion sogar in einer alten Wikingertradition stehend: «Skalden und Schriftsteller sind seit alters her die wahren Vertreter des Volkes hier zu Lande gewesen. Wenn die Nation als ganze spricht, ruft sie nach den Dichtern, in ihrem Namen zu sprechen», stellt er in seiner Rede in der

Aula der Universität Islands am 30.6.1957 beim Empfang des schwedischen Königspaares fest, und er ist stolz darauf, daß dieser Brauch noch immer in Island üblich ist.

«Lohn, Preis, Ruhm und Ehre», Begriffe, die die Sagamänner, die in ihren Torfhütten saßen und Bücher schrieben, so Laxness in der Rede bei den Nobelpreisfeierlichkeiten am 10.12.1955, nicht kannten, haben den Autor erreicht. Konnte er 1953 noch schreiben, «möglich, daß in Island einige Romane existieren, die als Literatur rangieren, aber das sind Einzelfälle [...] es gibt keinen *«isländischen Roman»*», und seine eigene Position mit den unterreibenden Worten umschreiben: «Ich zum Beispiel werde in Skandinavien für einen Romanschriftsteller mittlerer Größe gehalten; ein mittelmäßiger Autor unter 18 000 000 ist schon etwas, obwohl nicht sehr viel [...].» (Brief vom 20.5.1953 an den Verf., der zu jener Zeit an einer Dissertation über den *«isländischen Roman der Gegenwart»* arbeitete), so kennt zwei Jahre später die literarische Welt seinen Namen, er steht *«im Rampenlicht vor aller Welt»*.

Für den Menschen und Romanschriftsteller Laxness sollen aber andere Ereignisse um die Mitte der fünfziger Jahre weitaus einschneidendere Folgen haben, in ihnen dürfen wir gewiß die Ursachen für die Zäsur in seinem Werk nach den *«Glücklichen Kriegern»* suchen. Im März und April 1956 enthüllte Chruschtschow auf dem XX. Parteitag der KPdSU den Terror des stalinistischen Regimes, für Laxness, der die Schauprozesse der dreißiger Jahre in seiner Essaysammlung *«Russisches Abenteuer»* (Gerska Æfintýrið, 1938) verteidigt hatte, mußte dies ein Schock sein. Immer wieder hatte er seit den dreißiger Jahren für die Sache des Sozialismus das Wort ergriffen, auf Kundgebungen zum 1. Mai oder zum Jahrestag der Oktoberrevolution, um die sozialen Errungenschaften der Sowjetunion überschwenglich zu preisen; der erste Arbeiter- und Bauernstaat war ihm der Garant für den Weltfrieden wider die finsternen Machenschaften der kapitalistischen Länder; als Vorsitzender der Gesellschaft zur Förderung der isländisch-sowjetischen Freundschaft wirkte er nach dem Zweiten Weltkrieg ganz in diesem Geist.

Für den engagierten und *«gläubigen»* Sozialisten brach eine Welt zusammen. Endgültig verliert er den Glauben an die sozialistische Ideologie, als die Sowjetunion im November 1956 in Ungarn einmarschiert, um es vor *«reaktionären»* Elementen zu schützen. Dies ist eine Tragödie für den Sozialisten Laxness, ein unbegreifliches Unglück, und so schreibt er 1957, *«wenn Sozialismus nicht Wohlfahrt für das Volk bedeutet, dann hat das Wort keinerlei Bedeutung.»*. In seinem Glückwunsch zum 40. Jahrestag der Oktoberrevolution, in dem diese Worte stehen, bezeichnet er sich als

«einen Schriftsteller, der sich seit rund dreißig Jahren einen Sozialisten genannt hat, weil er glaubte, der Sozialismus stände für ein besseres Leben», und weiter heißt es: «Meine Wünsche für die UdSSR, heute wie früher, gelten der allgemeinen Wohlfahrt ihres Volkes in unserer Zeit, geistiger Freiheit, Abwesenheit von Furcht, dem ungehinderten Wachstum von Kunst und Wissenschaft, der friedvollen Blüte eines vielfarbigen Straußes der Zivilisation, all jenen Dingen, die einen sozialistischen Staat zu einem Ort machen, wo das Leben reicher ist und die Menschen glücklicher sind als anderswo, zu einem Ort, wo die meisten Menschen bleiben möchten, und niemand wünschte, ihn aus freiem Willen zu verlassen» (Gjörnýngabók, 1959, 186). Die Kritik des Gratulanten ist nicht zu überhören!

Noch deutlichere Worte findet er in einem offenen Brief (9. März 1957) an Upton Sinclair aus dem selben Jahr: «Wird der Marxismus zu einer Orthodoxie, so leidet er an derselben Krankheit wie alle anderen Orthodoxien. Orthodoxien sind nichts Neues in der Welt, wir wissen, was sie sind: eine oder andere Universaltheorie wird per Gesetz sanktioniert und zur Religion einer Regierung gemacht (und von der Polizei beschützt) [...]. Der Glaube an die Wunderkur der Gefängnisse war das innerste Heiligtum während der marxistischen Herrschaft unter Stalin, ebenfalls unter Kadar in Ungarn, [...] die resoluteste Art für die Orthodoxen, anders Denkende und Non-Konformisten zu behandeln, ist ‹das Konzentrationslager›.[...] Wir wissen nicht, was Marx gesagt oder getan haben würde, lebte er heute in Peking oder Moskau, oder in Budapest. Das ist auch irrelevant. Aber wenn Sozialismus nicht Wohlfahrt für das Volk bedeutet, dann hat das Wort keinerlei Bedeutung». (ibid. 180–181).

Bitter mußte die Erkenntnis für Laxness sein, daß er viele Jahre seines Lebens unbeirrbar an die in der Sowjetunion realisierte kommunistische Utopie geglaubt hatte, unkritisch und gläubig war er der marxistischen Ideologie gefolgt, die hebre Idee vom menschheitsbeglückenden Sozialismus war eine Illusion gewesen, dies mußte er sich eingestehn; ihm erging es ähnlich wie dem Skalden Thormod Bessason in den «Glücklichen Kriegern». Von den Erfahrungen seines Irrweges lesen wir ausführlich in dem Essay-Band «Zeit zu schreiben», (Skáldatimi, 1963, dt. 1976), in dem er schonungslos über sich zu Gericht sitzt: er legt sein Denken in diesen Jahren ungeschminkt offen, bekennt, daß er an den Marxismus geglaubt habe und zieht die Konsequenzen.

Der schmerzhafte Erkenntnisprozeß dieser Jahre läßt den Autor nicht verstummen – wie den Skalden Thormod Bessason –, doch Folgen für seine schriftstellerische Tätigkeit sollte er haben. Seit und mit dem «Fisch-

konzert» treten in den Romanen die gesellschaftlichen Fragen zurück, klassenkämpferische Phrasen und schwärmerische Vorstellungen von der sozialistischen Utopie werden die Leserin oder der Leser vergeblich suchen – es sei denn in ironischen Bemerkungen –, zum zentralen, alles überlagernden Thema wird die Suche nach dem Sinn des Lebens, die Suche nach dem eigentlichen Sinn menschlicher Existenz.

Der erste Roman dieser neuen Schaffensphase des Autors ist «Das Fischkonzert» (Brekukotsannáll, 1957; dt. 1962), der von mißglückter und geglückter Lebensführung – wenn letzteres auch nur zu ahnen ist – handelt. Alfgrímur Hansson, der Ich-Erzähler und eine der zwei männlichen Hauptfiguren, erinnert sich «viele Jahre später», als er «selber in die Jahre gekommen ist» (im letzten Kapitel schreibt er so), seiner Kindheits- und Jugendjahre auf Brekkukot, einem kleinen, aus Torfwänden zusammengefügten Anwesen, das südlich vom Kirchhof «unserer künftigen Hauptstadt» – wir befinden uns in etwa in der Zeit um die Jahrhundertwende – lag. Chronologisch zeichnet er jene Jahre nach, doch keineswegs im knappen Stil des Annalisten, wie der Originaltitel nahelegt, breit und mit vielen Details trägt er seine Chronik vor. Auf Brekkukot erblickt er das Licht der Welt, als seine Mutter, die dort Obdach gefunden hatte, auf das Auswandererschiff nach Amerika wartet, sie gibt ihm den Namen Alfgrímur – «wie alle Vaterlosen auf Island bekam ich den Zunamen Hansson, das heißt ‹Sohn von ihm› – und zieht ihrer Wege: «Damit verläßt die Frau unsere Geschichte» (Kap. 1. Ein merkwürdiges Tier). Alfgrímur wächst auf unter den Augen des Besitzers des kleinen Hofes; dieser, Großvater nennt er ihn, übernimmt die Erziehung. Björn betreibt Fischfang, doch nicht als Gewerbe, sondern nur für den täglichen Bedarf, er ist der ruhende Pol in dieser kleinen Welt, Worte verliert er nicht viele, und dies gilt auch für seine arbeitsame Frau, Alfgrímurs Großmutter. Tage, Wochen und Jahre gehen dahin, nichts Weltbewegendes ereignet sich auf Brekkukot, das Haus ist stets voller Gäste für kürzere oder längere Zeit, wird doch keiner abgewiesen, der um eine Unterkunft bittet, wie arm und elend er oder sie auch daherkommen. Alfgrímur erzählt von eigenartigen Schlafgästen, die in seiner Chronik eine Rolle spielen sollen: Da ist sein Bettgenosse, der Kapitän Hogensen, der «in seinem Denken und Handeln einem der großen Männer aus der Saga» glich (Kap. 8. Im Zwischenstock), dann der Aufsichtsbeamte Jon, «ein Philosoph», der nur während der Nacht anwesend ist, schließlich Runolfur Jonsson, der die Dunggruben der Stadt und der Umgebung entleert. Alfgrímur ist überzeugt, in der besten aller Welten zu leben und ist «nicht besonders neugierig auf das,

was hinter dem Drehkreuz des Brekkukot vor sich» geht (9. Kap. Vornehme Leute).

Sehr früh schon bringt ihm die Großmutter das Lesen bei; beim abendlichen Vorlesen der Gäste macht er die Bekanntschaft mit der Welt der Literatur. Auf Bitten des alten Domkirchenpastors Johann singt er immer bei Beerdigungen auf dem nahen Kirchhof, von ihm hört er dann auch erstmals von dem «einen Ton, der rein ist» (12. Kap. Eine schöne Beerdigung), von jenem Ton, der ein Vierteljahrhundert zuvor den kleinen Georg Hansen, den Sohn der Tante Kristin, erweckt hat. Er verließ Island und ist nun jener weltberühmte Sänger, von dem die Lokalzeitung häufig in großer Aufmachung berichtet. Für Jahre kennt Alfgrimur ihn nur durch Erzählungen und ein Bild, das er bei der Tante gesehen hat, doch eines Tages kommt er heim nach Island. Alfgrimur lernt ihn kennen, aber sehr bald ist der Sänger wieder verschwunden, ohne das angekündigte Konzert vor dem Althinggebäude gegeben zu haben. Als die Großeltern ihn auf die Lateinschule schicken, ist die Kindheit zu Ende, er muß «die chinesische Mauer», hinter der er sich als Sohn des Himmels gefühlt hatte, hinter sich lassen, die Welt jenseits des Drehkreuzes vom Brekkukot, das ihn bisher behütet hat vor der Welt da draußen, greift in sein Leben ein. Als er «noch nicht ganz achtzehn ist» (23. Kap. Gardar Holms zweite Heimkehr), fiebert die ganze Stadt der Ankunft des Sängers entgegen, viele erwarten ihn im Hafen, doch der Postdampfer bringt ihn nicht mit; bald aber begegnen Alfgrimur und Gardar Holm einander in der Stadt und auf dem Kirchhof, als Alfgrimur bei einer Beerdigung Schuberts Vertonung von Goethes «Erlkönig» und nicht den üblichen Bestattungsgesang «Wie die einsame Blume» von Hallgrímur Pétursson singt. Sie führen ein längeres Gespräch über Reichtum, Macht und Ehre in der Welt auf dem Heuboden der Tante Kristin, und wieder fällt das Wort von dem «einen Ton, und der ist der Ton aller Töne», so Gardar Holm. «Wer den gehört hat, braucht um nichts mehr zu bitten.» (26. Kap. Der Ton). Am Morgen darauf verleugnet Alfgrimur gegenüber der Tochter des Kaufmanns Gudmunsen den Sänger, der das Land verlassen hat, ohne das von der Zeitung angekündigte Konzert gegeben zu haben.

«Gardar Holms dritte Heimkehr» (34. Kap.) ereignet sich etwa ein Jahr nach diesen Vorgängen; Kaufmann Gudmunsen hat ihn gebeten, beim 50jährigen Geschäftsjubiläum die Gäste mit seinem Gesang zu unterhalten. Alfgrimur, inzwischen Abiturient, begleitet ihn zu einem festlichen Abendessen im Haus des Kaufmanns, wo ihm vor allem die vielen Schleifen an allen möglichen Wohnungsgegenständen ins Auge fallen, «wahrscheinlich gehörten diese Schleifen damals zur Ausstaffierung jedes bes-

seren Bürgerheims im dänischen Königreich, der Urheimat solcher Schleifen, aus der wir sie dann bekommen hatten». Das 35. Kapitel, das längste des Buches, trägt dann auch den Titel «Die Schleife». Nach dem festlichen Mahl begrüßt der Kaufmann den weltberühmten Sänger, der einst als Ladengehilfe bei ihm angefangen hat, hinausgeschmissen wurde und dann auf Kosten des Hauses in Dänemark die Gesangskunst erlernte; er schließt seine Ansprache mit den Worten: «Ich sage, habe gesagt und werde weiterhin sagen: der Fisch, der nicht in allen Ländern der Welt singt, ist ein toter Fisch. Es war wirklich allerhöchste Zeit, daß wir uns hier auf Island einen singenden Fisch verschafften – mit Schleife.[...] Du bist der singende Fisch des Landes, selbst wenn nur ich es bin, de la Gvendur, der es sagt! Prost».

Bei der Jubiläumsfeier tritt dann anstelle von Gardar Holm der von der Tochter Gudmunsens herbeigeholte Alfgrimur auf, ist der weltberühmte Sänger doch nicht aufzutreiben – wie sich später herausstellt, hat er seinem Leben ein Ende bereitet –, die festliche Versammlung, unter den Gästen sind auch der Statthalter und der Bischof, aber klatscht Alfgrimur, der zum erstenmal vor einem größeren Publikum auftritt, begeistert zu. In einem Gespräch mit dem Kaufmann vertraut dieser dem Stellvertreter des Sängers an, daß Gardar Holm seine dänische Frau, die in den letzten Jahren für ihn gesorgt habe, sitzengelassen hat, auch habe er sich gewogen gesehen, Gardar Holm zu entlarven, als sich seine Tochter für ihn interessierte. Schließlich überreicht er ihm die schriftliche Erklärung, daß sich der Gudmunsenladen verpflichte, die Kosten für seine Gesangsausbildung im Ausland für fünf Jahre zu übernehmen.

Im letzten (41.) Kapitel, «Ende» überschrieben, verläßt Alfgrimur endgültig Brekkukot, Björn, der den Hof an Gudmunsen verkauft hat und Alfgrimur das Geld für sein Weiterkommen überläßt, und die Großmutter begleiten ihn zum Strand, und «als ich mit meinem Reisesack an Deck des Postdampfers ‹Nordstern› gekommen war, sah ich, daß die beiden Hand in Hand heimwärts gingen, heimwärts zum Drehkreuz, heimwärts zum Brekkukot, unserem Haus, das morgen dem Erdboden gleichgemacht werden sollte. Sie gingen Hand in Hand.»

Wehmut liegt über diesen letzten Sätzen des Ich-Erzählers, die zugleich die letzten Sätze des Romans sind. Noch immer hat er das Ticken der alten Kastenuhr auf Brekkukot im Ohr – im letzten wie im ersten Kapitel – mit ihrem «e-wig, e-wig»: «Wie gut war es doch, wieder diesen Ton in dieser Uhr hören zu können, darin ein merkwürdiges Tier wohnte und hier im Brekkukot hatte Gast sein dürfen, in diesem kleinen Torfhaus [...] sie

ließ sich nicht verwirren [...] sagte wie immer: E-wig, e-wig.» (41. Kap. Ende).

In einem Brief vom 9. März 1957 an seinen «dear old friend» Upton Sinclair entschuldigt sich Laxness dafür, daß er ihm so lange nicht geschrieben habe, der Grund sei die Arbeit an einem neuen Roman gewesen, der nun aber fertig und auch schon in Druck gegangen sei (Gjörníngrabók, 1959, 179). Die Rede ist vom «Fischkonzert», das er 1955/56 geschrieben hat. Die Umrisse für eine der beiden Hauptfiguren, den weltberühmten Sänger Gardar Holm, bewundertes Vorbild des Ich-Erzählers und dessen Gegenspieler, werden jedoch schon länger in seinem Kopf herumgespukt haben, im Lauf der Jahre werden sie sich zu der Figur verdichtet haben, der wir im Roman begegnen, geht doch Gardar Holm auf einen Sänger zurück, den Laxness schon seit Jahrzehnten kannte. In dem Abschnitt «London-Paris-Rom-Express» in «Zeit zu schreiben» erzählt er breit aus-holend von dem Sänger Eggert Stefánsson, dessen Bekanntschaft er machte, als er an seinem Roman über Olafur Karason arbeitete, also gegen Ende der dreißiger Jahre. Damals traf er ihn zum ersten Mal in London, er war, schreibt er, «derjenige meiner Landsleute, der durch seinen legendären Ruhm andere Berühmtheiten neben sich verblassen ließ». Für Laxness war er die Inkarnation wahrer Berühmtheit. Als Jüngling war er auf den Kontinent geschickt worden, um Gesang zu studieren, und seitdem besuchte er Island nur noch in der Rolle des Gasts. Von der Generosität dieses Mannes gibt Laxness dann ein eindrucksvolles Beispiel, hat er doch ihm einmal ein ganzes Abendkonzert allein geboten, als er Island verlassen mußte und nicht am eigentlichen Aufführungsabend dabei sein konnte. «Ich war der einzige Zuhörer in einem Saal für über fünfhundert Menschen», schreibt er, «nein, eine alte Frau saß in den leeren Stuhlreihen – seine Mutter. Sein Gesang schwebte auf dem Gipfel der Verklärung. Nie mehr habe ich ein Konzert erlebt, das einen tieferen Eindruck auf mich gemacht hätte [...]. Viele Jahre später schrieb ich den Roman über einen isländischen Sänger, Gardar Holm, der nur ein einziges Mal sang, und zwar für seine Mutter, die taub und blind war.»

Hier ist das Kapitel 38, «Gardars letztes Konzert», eine der Schlüsselszenen des Romans, vorweggenommen – hier aber wird auch die Differenz zwischen der Realität des Lebens und der Dichtung deutlich.

Gardar Holm hat mit seiner Stimme im Ausland Glanz über Island gebracht; «Die Welt lauscht Island» oder «Islands Kunst im Ausland» lauten die Schlagzeilen der lokalen Zeitung, und immer wieder berichtet sie von seinen Auftritten in den Großstädten der Welt. Und doch war er vor einem Vierteljahrhundert, wie der Ich-Erzähler mitteilt, «wie ich»; der

liebe, kleine Gorgur wuchs bei der Tante Kristin heran und spielte neben dem Kirchhof. Im 14. Kapitel, als der Erzähler von Gardars erster Heimkehr nach Island berichtet, fällt dieses «wie ich». Er begegnet leibhaftig dem weltbekannten Mann, den er bis dahin nur durch Erzählungen und ein Foto kannte: vom ersten Augenblick an erkennt der eine in dem anderen sein eigenes Ich – «er ist in Wirklichkeit ich selbst», «er ist beinahe mehr Gardar Holm als ich selber» (Kap. 17. Für drei Öre Pfeffer), «Ganz überflüssig, daß du mich siezt [...]. Das wäre ja, als ob man zu sich selber Sie sagt» (Kap. 23. Gardar Holms zweite Heimkehr), lässt der Erzähler den Sänger bei verschiedenen Gelegenheiten sagen, und der Ich-Erzähler betont sogar zweimal ausdrücklich, er spräche von «meiner Lebensgeschichte», als Gardar Holm ihm auf dem Kirchhof, «Abends beim Erzengel Gabriel», so die Kapitelüberschrift (36.), von dem Auf und Ab seines Lebens berichtet. Gardar und Alfgrimur sind für den Autor zwei Lebensläufe, zwischen denen der Mensch am Kreuzweg des Lebens wählen muß.

Gardar Holm hat sich für den Ruhm, den vermeintlichen Ruhm, entschieden, zum Wesenskern einer künstlerischen Existenz dringt er jedoch nicht durch, er bleibt an der Oberfläche, wie sein Name bereits verrät: Absichtlich gibt ihm Laxness den Namen Gardar, der an den schwedischen Wikinger Gardar erinnert, der als erster Island entdeckte, wie die Landnamabók berichtet, der sich aber damit begnügte, die Insel zu umfahren und dann wieder heimkehrte – er bleibt an der Oberfläche, an der Oberfläche bleibt auch Gardar Holm. Sein Ruhm beruht auf äußerem Schein, nicht mehr als die Kultur-Schleife für den sich als Mäzen aufspielenden Kaufmann Gudmunsen ist er; der «singende Fisch Islands» ist eine Kulturware, die zur Vergrößerung des Profits dient, als sie ihm lästig wird, als Persönliches ins Spiel kommt – die Liebe seiner Tochter zu dem Sänger – lässt er ihn brutal fallen.

Noch eine andere Seite zeigt Gardar Holm: die Problematik einer künstlerischen Existenz. Um Ruhm und Ehre darf es dem Künstler nicht gehen, «es ist möglich, daß die Welt dir alles gibt, was sie zu vergeben hat, Reichtum, Macht, Ehre», eröffnet Gardar seinem jungen Gesprächspartner, um dann fortzufahren: «es gibt einen Ton, und er ist der Ton aller Töne [...]. Wer den gehört hat, braucht um nichts mehr zu bitten. Mein Gesang bedeutet nichts. Aber denk daran: wenn die Welt dir alles gegeben und dir das unbarmherzige Joch des Ruhms auf deine Schultern gelegt und das Brandmal des Ruhms auf deine Stirn gedrückt hat, unauslöschlich wie bei einem Verbrecher, der sich gegen die ganze Menschheit vergangen hat – denk daran: dann gibt es keine Zuflucht als dieses Gebet: Gott, nimm alles von mir – außer diesen einen Ton.» (Kap. 26, Der Ton). Einige Sätze

zuvor hat er ihm bedeutet: «Gott nur hört diesen Ton. Wer zum Vergnügen anderer singt, ist ein Narr. Wer zu seinem eigenen Vergnügen singt, ist ein noch größerer Narr. Ich will, daß du dir von Anfang an darüber im klaren bist, mein Lieber, denn ich bin hier am Kirchhof aufgewachsen, genau wie du.»

Von dem «einen» oder zuweilen auch «reinen Ton» ist in dem Roman sehr häufig die Rede, das Wort fällt in vielen Äußerungen und Gesprächen – dieser Ton ist der zentrale Begriff in Alfgrimurs Erinnerungen. Die zitierten Sätze lesen wir im 26. Kapitel, das ausdrücklich in der Überschrift das Wort «Der Ton» bringt. In anderen Kapiteln spricht es der Ich-Erzähler selbst, oder er legt es dem alten Dompfarrer Johann in den Mund, so z. B. als er nach der Beerdigung Gardars, bei der Alfgrimur singt, meint, daß er keinen Tag erlebt habe, «an dem ich nicht wußte, daß es einen Ton gibt, der rein ist» (40. Kap. Ein Öre).

Anerkennung und Reichtümer bringt dieser Ton nicht, nicht zum Ruhm führt er, sondern in die Namenlosigkeit; denn der wahre Künstler, Sänger oder Dichter, sorgt sich nicht darum, «daß ihn die Welt preise», belehrt die Großmutter Alfgrimur, als er den Brief von Gudmunsen in den Händen hält und ihr erzählt, daß der Gudmunsenladen sich verpflichte, die Kosten für seine Ausbildung als Sänger zu übernehmen (39. Kap. Der Laden feiert Jubiläum). Unwillkürlich denkt man bei den Worten der Großmutter an jene Worte des Autors, die er in seiner Dankesansprache bei der Entgegennahme des Nobelpreises im Dezember 1955 – d.h. zu der Zeit, als er über dem Manuscript zum «Fischkonzert» sitzt – gebraucht. Meint er doch, als er von den Sagamännern spricht, von jenen Bücherschreibern, die Islands Ruhm in die Welt trugen, sie hätten ihre Werke in den Torfhütten geschrieben, «ohne Begriffe wie Lohn, Preis, Ruhm, Ehre zu kennen».

Für den «reinen Ton» muß der Künstler seine Gesundheit, Leib und Seele drangeben, gleichwohl mag er sterben, ohne diesen Ton je erreicht zu haben, wie Gardar Holm seinem jungen Gesprächspartner Alfgrimur beim Marmorbild des Erzengels Gabriel auf dem Kirchhof (36. Kap.) in eindringlichen Worten klarmacht. Und doch, so gibt er ihm zu bedenken: «Bist du nicht bereit, Weihnachten in diesem Jahr genauso zu hungern wie Weihnachten im vorigen Jahr und wie Weihnachten im nächsten Jahr und mitten in der Nacht mit steifgefrorenen Fingern und mit Schüttelfrost in der Brust aufzuwachen und zu meinen, daß die Qual aller irdischen Kreatur dich heimsucht, so liegt es daran, daß dir die eine Saite fehlt.»

«Ich bin sicher zu dumm,» sagte ich. «Was für eine Saite?»

Er sagte: «Sie, die keine Macht über Himmel und Erde gibt».

«Sondern?» fragte ich.

«Eine Träne angesichts der Schöpfung der Welt.»

Dem Ich-Erzähler geht es ganz offensichtlich um weit mehr als nur um die Frage nach der echten Kunst, läßt er doch dem achtzigjährigen Domkirchenpfarrer Johann – als Alfgrimur wieder einmal am offenen Grab ein Lied singen soll – unverhofft in seine Worte über den «richtigen Ton» den Satz einfließen: «Aber in allen guten Menschen lebt der richtige Ton» (24. Kap. Erlkönig). Die menschliche Existenz überhaupt steht also auf dem Prüfstand, nicht nur die künstlerische, steht doch jeder Mensch im Leben einmal an einem Kreuzweg, an jenem Punkt, an dem er sich für einen Weg entscheiden muß. Gardar Holm und Alfgrimur haben ihre Wahl getroffen: Gardar hat sich für den äußeren Ruhm entschieden, Alfgrimur – die ruhige Gelassenheit seines Erzählers gibt uns die Gewißheit – für jene Werte, die ihm sein Großvater Björn auf Brekkukot vorgelebt hat: Besonnenheit und Gleichmaß, Duldsamkeit gegenüber allen Geschöpfen dieser Erde. Mag Björn vom Brekkukot auch einer Welt zugehören, die dahingegangen ist (das beste Beispiel liefert das 4. Kapitel «Was kostet die Kuh?»), so lassen die inneren Werte, die er Alfgrimur mitgegeben hat, diesen den rechten Weg jenseits des Drehkreuzes vom Brekkukot einschlagen.

Die symbolische Bedeutung des Drehkreuzes ist unschwer zu erfassen, es ist ein Bild, das in die geschilderte Welt hineinpaßt, dagegen überraschen im 19. Kapitel – Alfgrimur wird von seinen «Pflegegroßeltern» zur Schule geschickt – Sätze wie die folgenden: «Dein chinesisches Buch ist geschlossen» oder bald darauf: «Die chinesische Mauer, hinter der ich selber Sohn des Himmels gewesen, fiel um [...].» Wirken die Sätze nicht wie Fremdkörper in diesem Text?

Verständlich werden sie, wenn wir uns ins Gedächtnis rufen, daß sich Laxness seit den zwanziger Jahren immer wieder aufs neue mit den Lehren einer fernöstlichen Religion, dem Taoismus, beschäftigt hat. In dem Essay «Bücher» (Bækur), veröffentlicht im «Volksbuch» (Alþýðubókin), 1929, kommt er ausführlich auf jene drei Werke der Weltliteratur zu sprechen, die ihn zutiefst beeindruckt haben, Bücher, die er nie vergessen sollte: Marc Aurels «Selbstbetrachtungen», Thomas von Kempens «De Imitatione Christi» und Lao-tses «Tao-Te-King», «das merkwürdigste Buch, das je in der Welt geschrieben wurde», meint er (Alþýðubókin, 1956, 28 ff.). Über ein Jahrzehnt danach, 1941, konfrontiert er in der Erzählung «Temudschin kehrt heim» (Temudsjín snýr heim), gedruckt in: «Sieben Zauberer», 1990, 119–143, den Welteroberer und grausamen Krieger Dschingis-Khan mit der Lehre des Tao, setzt doch der weise Mei-

ster Sing Sing-ho dem mächtigen Herrscher die Worte Lao-tses entgegen – nahezu wörtliche Zitate aus dem «Tao-Te-King»: «Weiches besiegt Hartes, und das Starke unterliegt dem Schwachen [...]. Das Weib siegt über den Mann, indem es nachgibt. Der Weg des Einen ist: nicht kämpfen und doch Macht über alles haben [...]. Der welcher nicht stark ist, wird lange leben [...]. Schwache Leistung ist segenbringend für die Völker».

Ein knappes Jahr nach der Veröffentlichung der Erzählung schreibt Laxness anlässlich einer isländischen Neuübersetzung von Lao-tses Buch, daß dies Buch nicht von der Unsterblichkeit der Seele, sondern eher von der Unsterblichkeit des Tals und des Wassers handle.

Laxness' Auseinandersetzung mit dem fernöstlichen Weisen ist im übrigen keine Besonderheit, haben sich doch eine ganze Reihe Dichter und Philosophen unseres Jahrhunderts mit dem Taoisten befaßt; sie haben bekannt, daß sie aus seinen Schriften Anregungen und Antworten erhalten haben. So, um nur einen Namen zu nennen, der Literatur-Nobelpreisträger Elias Canetti, er meint sogar – in «Die Provinz des Menschen», 1973 –, der Taoismus sei die Religion der Dichter, «auch wenn sie es nicht wissen». Dies ist keinesfalls ein modischer Trend unserer Zeit; nicht wenige westliche Philosophen und Theologen haben gesagt, sie hätten Tao geschätzt – sie haben Parallelen mit der jesuanischen Botschaft entdeckt und auf etwa hundert Parallelen zwischen den Aussagen des Tao-Te-King und des Neuen Testaments hingewiesen.

Wie stark das «Buch vom Wege» Laxness beeindruckt hat, wie sehr es sein Werk beeinflußt hat, erfahren wir aus vielen seiner Bücher. In «Atomstation» ist der Organist ein Mann dieser religiösen Haltung: Ihm kommt alles angelernte Denken wie grobes Geschwätz vor, er vertritt keine Ideologie und zeigt sich offen gegenüber allen – religiösen, politischen und menschlichen – Problemen, nie legt er sich fest. Eine ähnliche Haltung vertritt der Aufsichtsbeamte im «Fischkonzert», ein «weiser Mann», wie ihn der Erzähler ausdrücklich nennt, und eine ähnliche Ge- sinnung finden wir auch bei dem wortkargen Björn vom Brekkukot. Und fassen die nachstehenden Worte aus dem «Buch vom Weg» nicht die Botschaft des Romans zusammen?

Stolz auf Reichtum und Ehre
Schafft selber sich Unheil.
Sein Werk vollbringen
Und sich zurückziehen:
Also des Himmels Weg.

(Nach Lao-Tse: Tao-Te-King. Das heilige Buch vom Weg und von der Tugend. Übers., Einl. und Anmerkungen von Günther Debon. Reclam 6798/98a. Stuttgart 1970 (1961), S. 35).

Das Tao-Te-King ist ein Weisheitsbuch, die Texte handeln von möglichen Haltungen zum Leben und nicht von Definitionen oder Begriffen. Menschliche Erfahrungen, Reflexion und Versuche, deren Ergebnisse in Worte zu fassen, stehen so zentral, daß man von einer menschlichen Religion sprechen kann: Die Lehre des Tao wird in das tägliche Leben her eingeholt.

Bei Laxness stellt sich nach Jahrzehnten unermüdlichen und leidenschaftlichen Engagements für eine Sache, die sich als ein Irrweg erweisen sollte, Resignation ein, und Worte der Resignation findet er vielfach in den taoistischen Texten. Der Taoismus mag aber auch den Isländer Laxness stark angesprochen haben, sind die Isländer doch praktisch denkende und handelnde Menschen, sie besitzen wenig metaphysische Neugier und religiöse Fragen gehen sie pragmatisch an; ihnen geht es um eine sinnvolle Gestaltung des irdischen Lebens, um den rechten Weg – den «rechten Ton».

Von dahingegangenen glücklichen Tagen und Jahren der Kindheit und Jugend, in denen sich der Erzähler als «Sohn des Himmels» wähnte, von der Suche nach dem «rechten Ton» und dem rechten Leben lesen wir im «Fischkonzert». Die verklärende Erinnerung Alfgrimurs – des Ich-Erzählers – lassen das einfache und bescheidene Dasein auf dem kleinen Gehöft und die Wertvorstellungen, die das Leben dort prägten, als eine Art Paradies erscheinen, als einen Ort, wo der Mensch sein Glück und seinen Frieden gefunden hat. Dies Paradies aber ist endgültig dahin.

Das Wort Paradies aber erscheint ausdrücklich auf dem Titelblatt des nächsten Romans, der 1960 erscheint und den Halldór Laxness «Das wiedergefundene Paradies» (Paradísarheimt, dt. 1971) nennt. Wer sich in der Weltliteratur auskennt, der denkt unwillkürlich an John Miltons Epos «Paradise Regained», 1671, in der deutschen Übersetzung als «Das wieder gewonnene Paradies» bekannt, in jedem Fall aber gehen unsere Gedanken zu jener im Alten Testament als schöner Garten dargestellten Stätte des Friedens und des Glücks, die den ersten Menschen als Lebensbereich gegeben wurde. Von der Suche nach einer solchen Stätte irdischen Glücks, von dem Streben des Menschen nach Glück und nach der Wahrheit handelt dieser Roman, sind doch «Gesundheit und Seelenfrieden [...] die einzigen Lebengüter», wie wir an einer Stelle lesen (die Frau der männlichen Hauptfigur spricht diese Worte). «Dagegen fängt alles Un-

glück mit dem Gold an» (Kap. 8. Geheimnis aus Mahagoni). Die Suche nach dem Paradies verleiht dem Roman eine existentielle Perspektive.

Der Mann, der nach dem Paradies und nach der Wahrheit, nach seinem Seelenfrieden sucht, ist der isländische Kleinbauer Steinar Steinsson, der, wie wir im ersten Kapitel erfahren, auf «seinem Hof Leiten in der Gemeinde Steinleiten» im Südland wirtschaftet. Zu Beginn «unserer Erzählung» hat er «einen Sohn und eine Tochter im Kindesalter» (1. Kap. Roß der Lüfte und des Wassers). Ein geachteter Mann ist er, ein geschickter Handwerker, der bei Tag und Nacht kein Zeichen des Verfalls an den Gebäuden und Wiesen seines Gehöfts duldet: «Der Bauer auf Leiten hatte im Frühjahr alle Hände voll zu tun, Steine von seiner Hauswiese und seinen Wildwiesen aufzusammeln, und das um so mehr, als er gewissenhafter war als die meisten anderen. Er mußte sich bei dieser Arbeit oft niederbeugen und sich mit einem schweren Stein im Arm wieder aufrichten; doch Lohn gab es dabei nicht, es sei denn die Freude, die man empfindet, wenn man sieht, wie ein Schadstein sich genau in eine Mauer fügt» (ibid.).

Der Bauer Steinar besitzt einen Schimmel, «den man für besser hielt als andere Pferde», dieses Pferd ist ein wahres «Wundertier» in den Augen der Kinder. Der Bezirksvorsteher Benediktsen wie auch der Kommissionär Björn auf Leirur möchten ihm das Pferd abkaufen, doch er läßt sich auf keinerlei Handel ein, er will kein Gold für dies Elfenpferd, das den Namen Krapi bekommt, denn, «wenn die Welt in den Augen unserer Kinder nicht mehr voller Wunder ist, dann ist nicht mehr viel übrig», lautet Steinars Antwort auf Björns Angebot. In der Familie werden die Jahre nach dem Geburtsjahr Krapis gezählt; dann aber kommt der Sommer 1874 – die Geschichte beginnt also 1870 –, das Jahr, «da das bewohnte Island das tausendjährige Jubiläum seines Ursprungs feierte» (2. Kap. Große Herren begehrten das Pferd). Wenn auch nicht eingeladen, so macht sich der Bauer auf nach Thingvellir, wo das Fest in Anwesenheit des dänischen Königs Christian IX., der von den Isländern bewundert wird, weil er ein tüchtiger Reiter ist, gefeiert wird. Steinar tritt vor den König und redet ihn an, «wie es in alten Geschichten einem Bauermann ansteht», er nennt ihn einen Verwandten, stamme er doch vom «König Harald Kampfzahn ab», und dann überreicht er dem König, «da du uns Gerechtigkeit ins Land gebracht hast», Krapi als Geschenk, als eine Gengabe. Als der König ihm Geld geben lassen will, lehnt er dies mit dem Hinweis ab, er sei doch kein Pferdehändler, und so verabschiedet sich der König von Steinar mit der Zusage, daß er in ihm immer einen Freund haben werde. (Kap. 6. Das große nationale Jubiläum. Die Isländer ernten Gerechtigkeit).

Auf seinem Weg nach und von Thingvellir trifft Steinar den Mormonen-Bischof Didrik, der den Isländern die Offenbarungen eines neuen Propheten verkündigt: Er spricht von Joseph Smith, der seine Anhänger in das verheiße Land geführt hat, gemeinsam mit seinem Jünger Brigham Young haben sie die Gottesstadt Zion erbaut: «dort ist Gottes Freudental und das Tausendjährige Reich auf Erden», und «Im Salzseetal ist es gang und gäbe, daß ein Bauer zehntausend Mutterschafe und dazu noch anderes Vieh besitzt», für die Vielweiberei bringt er nicht nur Beispiele aus der Bibel und der Geschichte, «die Isländer haben schon immer Vielweiberei getrieben», meint er sogar. Er ist ein Irrgläubiger in den Augen seiner Zuhörer, nichts als spöttische und zornige Zurufe erntet er, sogar Prügel, bis ihn Steinar vor weiteren Schlägen rettet. Auf dem Heimweg löst ihn Steinar von einem Strick, mit dem ihn die frommen Kirchenbesucher, so lange sie am Gottesdienst teilnehmen, an einen Stein gebunden haben. Eine Strecke des Weges gehen sie gemeinsam, natürlich geraten sie ins Gespräch über die Mormonen und deren verheißenes Land. Bevor sie sich trennen, beantwortet der Mormone auch Steinars Frage, was er denn gegeben habe, um Mormone zu werden: «Mormone wird nur der, der alles dafür gegeben hat», sagte er. «Es kommt niemand mit dem Gelobten Land zu dir. Du mußt selbst durch die Wüste gehen. Du mußt Heimat, Familie und Besitz verlassen. Das ist ein Mormone. Und wenn du zu Hause nur die Blumen hast, die man in Island Unkraut nennt, so verläßt du sie. Du führst dein junges blühendes Mädchen hinaus in die Wüste. Das ist ein Mormone. Sie trägt euer Kind auf dem Arm und drückt es an sich. Ihr geht und geht Tag und Nacht, Wochen und Monate, mit euren Sachen auf einem Handwagen. Willst du Mormone werden? Eines Tages sinkt sie vor Hunger und Durst in die Knie und ist tot. Du nimmst ihr eure kleine Tochter aus den Armen, die nicht lächeln lernte, und sie sieht dich in dieser Wüste fragend an. Mormone. Doch einem Kind wird nicht warm, wenn es sich an den Brustkasten eines Mannes schmiegt. Wenige wie ein Vater, keiner wie eine Mutter, Freund. Dann gehst du lange allein durch die Wüste mit deinem kleinen Töchterchen auf dem Arm. Bis du eines Nachts fühlst, daß auch diese kleinen Gebeine erstarrt sind. Das ist ein Mormone. Mit den Händen begräbst du sie im Sand und setzt ihr ein Kreuz aus zwei Halmen, die der Wind sogleich davonweht. Das ist ein Mormone [...]» (7. Kap. Kirchgang).

Einige Zeit später erreicht Steinar eine Einladung des Königs, und so bricht er dann auf zu der großen Reise nach Dänemark. 48 Jahre alt ist er, seine Tochter noch nicht 17, sein Sohn noch nicht konfirmiert, die ganze Familie ist stolz auf den Vater, «den fremde Könige wie in den alten Ge-

schichten zu sich luden». (9. Kap. Der Bauer geht fort; nimmt das Geheimnis mit). Als er die Reise beginnt, «standen die Verhältnisse des Bauern Steinar auf Leiten folgendermaßen: Er wohnte [...] auf seinem väterlichen Erbe, seinem eigenen Grund und Boden; [...] Er schuldete niemandem etwas, [...] besaß dreißig Mutterschafe und ein Dutzend anderer Schafe, zwei Kühe, ein einjähriges Kalb und fünf Arbeitspferde, die sich zum größten Teil selbst versorgten. Die Kuh ist in Island schon lange die Mutter der Menschen, und die Schafe bringen Geld [...].» Steinar reist in fremde Länder, zurück bleiben die Bäuerin und die Kinder auf dem Gehöft, sie verrichten die anfallenden Arbeiten, doch als der Bauer nicht zurückkommt, verfallen allmählich die Gebäude, die Hauswiese und die Mauern. Häufiger Gast ist Björn auf Leirur, der sich stets von der Tochter ins Bett bringen lässt, sie bekommt ein Kind, doch in ihrer Unschuld und Unwissenheit bestreitet sie vor dem Bezirksvorsteher und dem Pfarrer, daß Björn mit der Sache etwas zu tun habe. Ab dem 17. Kapitel (Wasser in Dänemark) begleiten wir Steinar auf seiner Reise in die große Welt: wir erleben ihn bei der Audienz beim König, dem er eine kunstvoll gefertigte Schatulle überreicht, die nur unter Befolgung eines von ihm verfaßten Gedichts geöffnet werden kann, dann aber begegnet er dem Mormonen-Bischof wieder, «der für längere Zeit das Schicksal des Bauern bestimmen sollte» (*ibid.*). Er läßt sich von dessen Worten, «daß Zion jetzt auf Erden gefunden» sei, so begeistern, daß er sich aufmacht nach Amerika, nach dem gelobten Land; nach einer langen Reise steht er dann eines Tages vor dem Haus des Bischofs und wird von den drei Frauen Didriks als Guest aufgenommen. Er lebt in der «Gottesstadt Zion» (19. Kap.) und wird mit ihrer Glaubenslehre vertraut; die Geschichten von der Wanderung durch die Wüste, die Erzählungen aus den ersten Siedlerjahren und die wohnlichen Häuser, in denen sie jetzt wohnten, bezeugten die Fügung des Herrn: «Alles, was die Menschen erwarben oder was ihnen zufiel, bewies, daß die Lehre ihren Ursprung im Weltgesetz hatte» (*ibid.*). Schließlich wird er unter dem Namen Stone P. Stanford in das Taufregister des Tempels eingetragen, seine Glaubensgenossen und -genossinnen schätzen ihn als geschickten Zimmermann und Maurer. Gewisse Schwierigkeiten hat er mit der heiligen Vielehe, gebricht es ihm doch an Mut, «die Verantwortung für den Unterhalt vieler eigener Frauen zu übernehmen, solange er an einem anderen Ort der Welt seine Schuldigkeit gegenüber einem bestimmten Haus und dessen Bewohnern [...] nicht getan habe», wie er dem Bischof brieflich mitteilt, der wieder in Island auf Missionsreise ist, zugleich aber bittet er ihn, seine Familie mit nach Amerika zu bringen (21. Kap. Guter Kaffee). Als Didrik in jene Gegend kommt,

wo einstmals Steinar mit Frau und Kindern gelebt hat, ist «das Gehöft verödet», nur mit einiger Mühe gelingt es ihm schließlich, die Mitglieder der Familie, die seit langem in alle Winde verstreut leben, auf das Schiff zu bringen, das sie nach dem Paradies auf Erden bringen soll. (23. Kap. Ein Brief Nadeln wird überreicht). Die Frau überlebt die Beschwernisse der Seereise nicht, und die Begegnung zwischen Vater und Kindern endet enttäuschend, sind sie doch einander fremd geworden.

Zu den Verpflichtungen eines guten Mormonen gehört es, nach den Ländern der Heiden aufzubrechen, um die Menschen zu lehren, das Evangelium zu umarmen; und so lesen wir im Schlußkapitel (30.) von Steinars Missionsreise in Island. Und «als der Mormone seine Botschaft verkündet, nahmen die Leute sie mit freundlicher Lässigkeit entgegen, wie es bei unseren Landsleuten in den Sagas üblich war, als sie im Jahre Tausend einen unbekannten Glauben annahmen und doch nicht annahmen, denn sie mochten nicht streiten.» Eines Tages steht er vor Leuten und «fällt aus allen Wolken, weil er hier kein Gehöft fand. Dennoch schien es ihm erst gestern gewesen zu sein,» daß er es verlassen hatte. Er betrachtet die Wiesenmauer, die in einem «chaotischen Zustand» ist, legt den Rucksack mit den Missionsbroschüren ab, zieht die Jacke aus und beginnt Steine zusammenzutragen und die Mauer ein wenig auszubessern. «Hier hatte ein Mensch eine große Arbeit zu leisten: solche Mauern brauchen in der Tat einen Menschen auf, wenn sie stehen sollen.

Ein Mann, der vorüberging, sah, daß ein Fremder an den Mauern dieses verödeten Anwesens herumwerkte.

«Wer bist du?» fragte der Wanderer.

Der andere antwortete: «Ich bin der Mann, der das Paradies wiederfand, nachdem es lange verloren war, und es seinen Kindern schenkte.»

«Was will ein solcher Mann hier?» fragte der Wanderer.

«Ich habe die Wahrheit gefunden und das Land, in dem sie wohnt,» betonte der Mauerschichter. «Das ist gewiß nicht wenig wert. Doch jetzt kommt es vor allem darauf an, diese Wiesenmauern wieder aufzurichten.» Dann fuhr der Bauer Steinar fort, als ob nichts geschehen wäre, Stein auf Stein in die alten Mauern zu fügen, bis auf Leuten an den Steinleiten die Sonne untergegangen war.»

Die Genese dieses Romans beschreibt Laxness in «The Origins of Paradise Reclaimed», ein Beitrag, den er für die amerikanische Ausgabe des Werks (1962) verfaßt. Eine isländische Version dieses Beitrags veröffentlicht er unter dem Titel «Tildrög Paradísarheimtar» in «Upphaf mannúðarstefnu» (Ursprünge des Humanismus), 1965, 235ff. Als Junge habe er, so teilt er mit, die Reisebeschreibung eines isländischen Bauern gelesen:

«Dieser Mann hatte einen Bischof von Utah von einem Land erzählen gehört, das Gott den Mormonen jenseits der Ozeane und Wüsten der Welt versprochen hatte. Bis zu dem Zeitpunkt war dieser Mann glücklich gewesen mit seinem einfachen Leben im ländlichen Frieden auf seinem kleinen Gehöft auf einem Tun, hinter dem sich steile Felswände erhoben und vor dem sich der große Ozean ausbreitete, der sich ständig an den Stränden des Südlands bricht. Nun aber war der Mann unverhofft für die unvergleichliche Idee vom verheißenen Land begeistert worden, von jenem Land, das direkt bis zum Himmel reicht. Eines Nachts, als alle schlafen, erhob er sich von seinem Bett in seinem niedrigen Gehöft, wo Löwenzahn auf dem Dach wuchs, küßte seine schlafenden Kinder, die er über alles liebte, umarmte seine Frau und war fort.»

Die Geschichte von jenem Mann, der auf Island alles aufgab und nach Utah zu den Mormonen zieht – von Laxness hier nur in knappen Strichen angedeutet –, geht zurück auf die 1878 von Eiríkur Ólafsson von Brúnir publizierte «Kleine Reiseerzählung» (*Lítill ferðasaga*), der einige Jahre später «Eine zweite kleine Reiseerzählung» (*Önnur lítil ferðasaga*, 1882) folgte: Eiríkur erzählt von seiner Begegnung mit dem dänischen König Christian IX. anlässlich der Tausendjahrfeier der Besiedlung Islands auf Thingvellir im Sommer 1874, bei der der König auch ein Islandpony von ihm kauft. Auf Einladung des Königs treffen sie einander wieder im Sommer 1876 in der Sommerresidenz Bernstorff, bei dieser Gelegenheit schenkt der Bauer dem Prinzen Valdemar einen kunstvoll gefertigten Koffer, «an Stelle eines Schlüssels gab ich dem Prinzen eine geschriebene Gebrauchsanweisung, damit er ihn öffnen und schließen konnte». In der «Zweiten kleinen Reiseerzählung» erzählt der Bauer von seiner Bekehrung zur Lehre der Mormonen nach der Lektüre der Schrift «Stimme der Warnung und der Wahrheit» (*Aðvörunar og sannleiksraust*, 1879), die sein Landsmann Pórður Diðriksson verfaßt hatte. Er läßt sich taufen, holt seine Frau und seine Tochter nach Utah, doch stirbt die Frau auf der Reise über den Ozean. Bei der Missionsreise nach Island wird Eiríkur bei der Verkündigung arg mitgespielt; schließlich verläßt er die Gemeinschaft der Mormonen aus Glaubens- und Kultgründen: «Ich kam aus freiem Willen zu ihnen und ging von ihnen im selben Geist, als ich ihre Verirrung erkannte»; er starb im Jahr 1900.

Selbst diese stark geraffte und unzulässig vereinfachende Zusammenfassung der Reiseerzählungen des Bauern läßt erkennen, daß Laxness für seinen Roman darin wesentliche Elemente finden konnte. Eiríkurs Erzählungen kommen Laxness in den Sinn, als er im Herbst 1927 bei seinem Amerika-Aufenthalt in der Mormonen-Metropole Salt Lake City den

berühmten Tempel und den Tabernakel besucht, konnte er doch nun vor Ort die Pilgerreise des Bauern nach dem verheißenen Land mit der Wirklichkeit vergleichen. Doch sollen weitere 30 Jahre dahingehen, bis er das Thema des Romans in den Griff bekommt, sollte dieser doch nicht vom Schicksal eines Bauern, sondern vom «verheißenen Land» handeln.

«Um die Wahrheit zu sagen, so glaube ich, um ein Buch über das verheiße Land zu schreiben, muß man dies Land selbst gesucht und auch gefunden haben. Man muß zumindest aus seinem eigenen Leben all die Gelegenheiten kennen, die mit solch einem Gedanken im Zusammenhang stehen; man muß sich einmal selbst auf eine Pilgerreise begeben haben, selbst Meere in Kajütenplätzen gekreuzt haben, die besser für das Vieh geeignet waren, zu Fuß große Wüsten durchwandert haben, ständig mit sich selbst im Inneren und mit den Dingen um einen herum gekämpft haben, für Jahre, um sich das Land anzueignen. Am Anfang einer Reise bezeugt der Pilger in jugendlicher Begeisterung den Herrn und preist ihn bereitwillig. Aber er muß selbst den Weg finden. Er tastet sich voran durch einen Urwald von Ideen, die in dicken Büchern nicht beschrieben werden können [...].

Und dann geschieht es zu guter Letzt, daß sich der Reisende auf einem kleinen Tun befindet, auf dem noch Reste eines alten Gehöfts stehen, und er erkennt es allmählich als das wieder, was er früher einmal verlassen hat. Es ist wohl nicht das Tun am Fuß des Gebirges, von dem er einst in die Welt hinauszog? Es sieht ganz danach aus; und dennoch ist es nicht so. Ein weiser Mann hat gesagt, daß der, der fortzieht, nie wieder zurückkommt. Und zwar deshalb, weil er ein anderer geworden ist, als der, der er war, als er reiste: *partir est toujours un peu mourir*. Und zwischen dem Tun, von dem er auszog, und dem Tun, zu dem er zurückkehrte, liegen nicht nur Königreiche und Ozeane und Wüsten der Welt, sondern auch das verheiße Land».

Im Winter 1959/60 legt Laxness in der Schweiz letzte Hand an das Manuskript zum «Wiedergefundenen Paradies», dessen Form nach einem erneuten Besuch von Salt Lake City allmählich Gestalt annimmt. Utahs Hauptstadt war die erste Station auf einer Weltreise in den Jahren 1957/58 gewesen, die den nunmehr weltberühmten Nobelpreisträger noch nach Japan, China, Indien und Ägypten führen sollte. Das Wiedersehen mit dem Tempel und dem Tabernakel in der Mormonenstadt ruft die erste Begegnung mit diesem Ort vor drei Jahrzehnten ins Gedächtnis zurück, läßt ihn an die Reiseerzählungen des Bauern Eiríkur denken. Wie jener Reisende aus dem 19. Jh. hat nun auch Laxness seine Pilgerreise hinter sich, seine Suche nach dem verheißenen Land, das er für viele Jahre im Sozialismus

der Sowjetunion, im Paradies der Werktätigen verwirklicht wähnte. Doch nun steht er da mit leeren Händen – das Leben hat für ihn das zentrale Thema des Romans reif gemacht: die Suche nach der Wahrheit.

Steinars Reise nach dem verheißenen Land wird in einer einfachen Sprache erzählt, der «unbefähigte Wissenschaftler, der hier und jetzt die Feder führt» und dieses «wertlose Büchlein» schreibt – so der Er-Erzähler im Schlußkapitel –, verbindet die Kapitel und Passagen seiner Geschichte durch sprachliche Wendungen, die wir aus den Sagas kennen: «Jetzt ist davon zu berichten» (10. und 23. Kap.), «Hier nehmen wir den Faden unserer Geschichte wieder auf» (2. Kap.), «Habe ich schon geschrieben [...]» (17. Kap.).

Steinars Weg um die halbe Welt nach dem Paradies macht aber nur die zweite Hälfte des Buches aus, die Kapitel 17 bis 30; die erste Hälfte (Kapitel 1 bis 16) spielt in Island: Da erstehen Gehöft und Hauswiese vor unseren Augen: «Des Morgens und des Abends waren die Hauswiesen so grün, daß sie rot waren, und am Tage war die Ferne so klar, daß sie grün war [...]. Draußen vom Meer, über Sandwüsten und Wiesenmoore, tausend Jahre – dasselbe Brausen» heißt es in dem Kapitel «Roß der Lüfte und des Wassers», das den Band eröffnet. Nicht nur für die kleinen Kinder des Bauern ist dies ein Paradies, tummelt sich doch darin sogar ein «Wunschkopf». Wir werden Zeuge von Steinars stolzem Auftritt vor dem König auf Thingvellir, schauen ihm zu bei der Herstellung der Schatulle, die überall Staunen und Bewunderung erregt, hören von seiner Abreise nach Kopenhagen. Erstaunlich breit geht dann der Erzähler auf das Geschick der Tochter Steina ein, insbesondere auf ihre Unwissenheit in sexuellen Dingen. Die Frau des Bauern und der Sohn bleiben dagegen ein wenig am Rand, und auch auf der Reise nach Amerika treten sie kaum in Erscheinung. Das Interesse des Erzählers gilt ausschließlich Steina und einigen mitfahrenden Männern, die sich um das unschuldige Mädchen kümmern. In Amerika nimmt sie dann Didrik als seine vierte Frau: er siegelt sie sich an für alle Ewigkeit.

Davon lesen wir in der zweiten Hälfte des Buches (Kap. 24 bis 27), das ansonsten von Steinars Leben in der Gottesstadt Zion und seinen Erfahrungen mit den Mormonen berichtet; er hört vom Zug in das verheiße Land, von den frühen schwierigen Jahren und sieht mit eigenen Augen ihren jetzigen Wohlstand: «Die Kirche hatte das Recht, Grundstücke zu vergeben; sie besaß außer der Wüste Gebirge und Hochweiden, auf denen das Vieh sich frei bewegte; sie hatte auch angefangen, mit den Heiden in der Erzverarbeitung zu konkurrieren; und sie besaß das Wasser, das aus verborgenen Adern des Gebirges auf die Äcker geleitet wurde. Jede Ord-

nung, die von der Kirchenordnung vorgeschrieben wurde, wie auch jede Änderung, die von ihr vorgenommen wurde, bezeugte sowohl verändert wie unverändert die Fügung des Herrn und das, was man korrekte Denkweise nannte. Alles, was die Menschen erwarben oder was ihnen zufiel, bewies, daß die Lehre ihren Ursprung im Weltgesetz hatte. Neue Schuhe und ein neuer Hut waren Anlaß, die Kirche der Heiligen der letzten Tage und die Weisungen der großen Führer zu loben [...]. Wer außer Grafen und Baronen kann von solchen Kostbarkeiten träumen in dem Teil der Welt, wo nicht die korrekte Denkweise herrscht?» (19. Kap. Gottesstadt Zion). Hört man genau hin, so sind bei aller Anerkennung und allem Respekt vor dieser Lehre, die ihren Ursprung im Weltgesetz hat, die Kritik an der «korrekten Denkweise» und den «großen Führern» der Kirche der Heiligen der Letzten Tage nicht zu überhören. Deutlicher wird der Erzähler in dem Kapitel «Polygamie oder Tod», wenn er Frauen auf einem Meeting gegen die Vorwürfe «heidnischer Frauen» sagen läßt: «Keiner Macht auf Erden wird es gelingen, uns daran zu hindern, dem heiligen Gebot Gottes zu folgen, sowohl in der Polygamie wie in anderen Dingen, die uns Gott offenbart hat: Polygamie solange wir leben! sagen wir heiligen Frauen der letzten Tage; Polygamie oder Tod!» Und dann kann er sich einfach nicht enthalten, ironisch lächelnd zu kommentieren: «Diese auserlesenen Frauen strahlten vor Idealismus und rechten Anschauungen und hatten heitere Unschuldsmienen, wie sie am schönsten bei Nonnen vorkommen.»

Die Folgen solch religiösen Fundamentalismus bleiben Steinar gewiß nicht verborgen, besonders als er entdecken muß – bei seiner Missionsreise in Island –, daß seine Landsleute weitaus toleranter in religiösen Dingen sind als die Angehörigen jener Kirche, die sich der «korrekten Denkweise» verschrieben haben. (Hier sei angemerkt, daß Laxness das Wort «korrekt» (isländisch: kórrétt) verwendet, wenn er die richtige Denkweise der kommunistischen Partei in der Sowjetunion beschreibt, vgl. «Zeit zu schreiben»). Steinars Suche nach der Wahrheit läßt ihn so nicht gänzlich überraschend eines Tages vor den Trümmern seines Gehöftes stehen: «Ich habe die Wahrheit gefunden und das Land, in dem sie wohnt» – das ist mehr als die Resignation des Alters, das ist das Resultat persönlicher Erfahrungen des Autors, der für Jahrzehnte leidenschaftlich das verheiße Land propagierte, das er im Sozialismus der Sowjetunion angebrochen wähnte, den das Leben aber gelehrt hatte, daß er einer Illusion aufgesessen war.

Diese Deutung des Romans bestätigen einige Artikel, geschrieben während der Arbeit am «Wiedergefundenen Paradies», in denen Laxness die Mormonen mit den chinesischen Kommunisten gleichsetzt: beide glauben

sie, die Wahrheit und ihre Sache seien eine Sache, auf goldenen Tafeln festgehalten, nichts kann sie von ihrem Glauben abbringen, daß sie das verheiße Land erreichen.

Von der Suche nach dem verheißenen Land und nach der Wahrheit handelt die Erzählung von Steinar, dem isländischen Bauern, der nächste Roman des Autors kommt – zumindest auf den ersten Blick – nüchtern und mit weniger hoch gesteckten Zielen daher, gibt er sich doch als ein nichts als Tatsachen enthaltender Bericht über das Leben und die Amtsführung eines Gemeindepfarrers am Fuß eines Gletschers. «Seelsorge am Gletscher», so der Titel der deutschen Übersetzung (1974) des 1968 erschienenen Romans «Kristnihald undir Jökli», zeigt uns einen jungen Theologen – er hat gerade sein Examen hinter sich –, der vom Bischof von Island gebeten wird, nach dem Westen des Landes zu reisen, «zu diesem Gletscher», «diesem weltberühmten Berg», dem Snaefellsjökull, um dort «die größte Untersuchung seit den Tagen Jules Vernes vorzunehmen» (1. Kap. Der Bischof will jemand schicken). Für drei Tage soll er sich dort aufzuhalten und die Pflege oder Einhaltung des Christentums, so etwa könnte man den Titel des Buchs im Deutschen wiedergeben, untersuchen. Warum setzt der Gemeindepfarrer, Sira Jon Primus, die Kirche nicht instand? Warum hält er keine Gottesdienste ab? Läßt er die Kinder nicht taufen und die Toten nicht beerdigen, wie erzählt wird? Warum holt er seit zwanzig Jahren sein Pfarrergehalt nicht ab? So wenig wie möglich solle er sagen oder tun, ersucht ihn der Bischof, alles, was er zu tun habe, sei, einen Bericht zu liefern: «Wir bitten um einen Bericht, das ist alles. Egal, was für irrite Ansichten und Märchen die Leute vorbringen. Sie sollen nicht bekehren. Nichts und niemand reformieren. Ihnen gestatten zu sprechen, nicht dagegen reden. Und wenn sie schweigen, worüber schweigen sie? Notieren, was nichtig ist, ich umreiße das alles in der schriftlichen Vollmacht. Den Rahmen nicht selbst erweitern. Sachlich schreiben. Wir wollen nichts Amüsantes vom Westland hören, wir lachen hier in Reykjavík auf unsere eigenen Kosten. Soviel wie möglich in der dritten Person schreiben. Akademisch, ja, aber in Maßen. Vom Tonband lernen.» Und weiter: «Ich bitte um Tatsachen. Das übrige ist meine Sache [...]. Uns ist ganz gleich, was Sie davon halten. Wir fragen, was Sie sehen und hören, nicht, was Sie davon halten [...]. Nichts überprüfen. Wenn die Leute lügen, nun denn. Wenn sie irgendeinem Irrglauben anhängen, dann um so besser! Vergessen Sie nicht, daß es nur wenige gibt, die ein wenig die Wahrheit sagen; keinen, der viel, geschweige denn einen, der die reine Wahrheit sagt. Gesprochene Worte sind Tatsachen für sich, seien sie nun wahr oder gelogen. Wenn Menschen sprechen, dann enthüllen sie sich selbst,

ob sie nun lügen oder die Wahrheit sagen.» (2. Kap. Vertreter des Bischofs – abgekürzt Vebi).

So fährt denn der Vertreter des Bischofs, im Bericht taucht er in abgekürzter Form als Vebi auf, zum Ort seiner Untersuchung: am Abend des 11. Mai trifft er am Gletscher ein, dichter Nebel verhüllt den Berg, doch führt ihn ein Weg zum Pfarrsitz. Empfangen wird er von der Wirtschafteinrin, Fräulein Stößeldora, diese wortkarge Frau traktiert ihn gegen Mitternacht mit Unmengen von Gebäck, Kuchen und Kaffee, doch seine Fragen nach nennenswerten Neuigkeiten in der Gegend bringen nicht viel, anhören muß er sich ihre Erzählung über die geheimnisvolle Begegnung mit einem braunen Widder mit künstlich gerichteten Hörnern in den Gletscherhügeln, wo es doch in der Gegend keine braunen Widder gibt, wie alle wissen. Als junges Ding ist ihr dies widerfahren – absonderlich-seltsam wie dieser «Elfenwidder» dem jungen Mädchen wird auch Vebi in den nächsten Tagen manches vorkommen, was er am Gletscher hört und sieht. Nur wenig Schlaf bekommt er – eine Schmeißfliege stört ihn und läßt ihn darüber nachdenken, ob es «ethisch gerechtfertigt» sei, Fliegen zu töten –; bevor er sich am Morgen aufmacht, die Kirche zu inspizieren: «Vorläufig möchte ich nur hervorheben, daß die Kirche aus Holz ist und ursprünglich mit Wellblech verkleidet war; davon ist jedoch nur noch das eine oder andere Stück übriggeblieben. Ich notiere ebenfalls vorläufig, daß die Kirche nicht recht geeignet scheint, die Gemeinde anzuziehen. Kistenbretter in den Fenstern; die Außentür fest zugenagelt». (7. Kap. Zwei Häuser). Dann macht er sich auf zum zwei oder drei Kilometer entfernt liegenden Gehöft des Kirchenvorstechers Tumi Jonsen und verhört ihn über den Zustand der Gemeinde und etwaige Vernachlässigung der Amtspflichten durch den Pfarrer; Klagen bringt dieser nicht vor, er lobt den Pfarrer sogar, sei er doch der einzige Mensch, der Pferde ordentlich beschlagen und elektrische Geräte – früher Primuskocher – reparieren könne, auch gefalle ihnen seine Lehre und Verkündigung: «Sira Jon hat früher wenig verkündet, und jetzt verkündet er noch weniger. Zum Glück, würde manch einer sagen». (8. Kap. Kirchenvorsteher im Verhör). Noch weniger entlockt Vebi der Frau des Kirchenvorstechers, als Quatsch bezeichnet sie es, wenn erzählt werde, vor einigen Jahren sei ein sonderbarer Kasten auf den Gletscher geschafft worden; was Sira Jon für ein Mensch sei, dürften die Pferde und die Schneemann am besten wissen, folgten diese Tiere und auch die Raben ihm doch in Scharen (9. Kap. Frauen bringen Seife). Sagen von «Rüstigen Frauen am Gletscher» (10. Kap.) muß er sich anhören, und seine Frage, ob Sira Jon Primus in frühen Jahren geheiratet habe und ihm die Frau fortgelaufen sei, tut Tumi Jonsen mit weitschweifigen Erzählungen

über eine englische Ursula oder Ursa ab – «alles in allem dürfte es schwerfallen, manche Dinge hier am Gletscher zu begreifen, wenn man kein Frauenkenner ist», ist Tumi Jonsens Fazit. Und so notiert sich Vebi als erstes Ergebnis seiner Untersuchung am Gletscher: «Ein kleiner Stundengeber aus der Hauptstadt fährt keine Schnellstraße an dem Tag, an dem er sich auf die Spuren jenes Sonderlings Otto Lidenbrock wiederfindet, der vor Jahren hier dem Isländer Arni Saknussemm nachspürte. Professor Lidenbrock verfolgte die Spur dieses Philosophen und Goldmachers durch den Krater auf dem Snaefellsjöletscher bis hinunter zum Mittelpunkt der Erde; dort fand er den Dolch Saknussemms im Sand. Soweit ich mich erinnere, kam Professor Lidenbrock durch den Stromboli wieder heraus. Vielleicht muß der kleine Stundengeber, der hier schreibt, auch noch zum Mittelpunkt der Erde vordringen, ehe das Christenleben am Gletscher erforscht ist. Aber wo werde ich herauskommen?» (11. Kap. Das Kapitel von Ursalei).

Der Hinweis auf Jules Vernes Romanhelden erfolgt nicht von ungefähr, trifft Vebi doch Jon Primus in einer ähnlichen Situation an wie am 18. Juni 1857 Professor Doktor Otto Lidenbrock den Pfarrer am Gletscher: «Der Hufschmied war von der gleichen Art wie sein Vorgänger und beschlug das Pferd zu Ende, ehe er Gäste begrüßte» (12. Kap. Hufschmiede). Er muß das Pferd halten, bis es beschlagen ist, dann erst berichtet er über sein «Verantwortungsvolles Amt» (13. Kap.) – «Kaum jemand macht sich einen Begriff davon, welche Verantwortung einem auferlegt ist, der sich um die Pflege des Christentums am Gletscher kümmern soll» –, als Resultat der «Bestandsaufnahme von der Pfarrkirche am Gletscher» (14. Kap.) hält Vebi schließlich fest: die Seelsorge ist nahezu auf dem Nullpunkt, kirchliche Amtshandlungen werden nur wenige im Sprengel versehen, die Kirche ist in einem beklagenswerten Zustand, auch sind viele Gegenstände fortgekommen. Eine weitere Befragung des Pfarrers über seine Einstellung zur christlichen Lehre werde wenig bringen, resümiert er, in den Augen der Menschen am Gletscher führe er ein makelloses Leben, sie sind sehr zufrieden mit ihm, was immer er auch von der Theologie halte; ja, sie lieben und verehren ihn, sie finden Vergnügen daran, «daß Sira Jon Scharen von freigehenden Pferden, von Schneemannern und sogar Raben folgen, [...] denn er deckt diesen Geschöpfen den Tisch» (20. Kap. Vorläufige Zusammenfassung). Er sieht keinen Grund, länger am Gletscher zu bleiben, und beschließt, am folgenden Vormittag abzureisen, er hält seine Aufgabe als «unparteiischer Berichterstatter über die Einhaltung des christlichen Lebens am Gletscher» für erledigt, Nachforschungen nach Toten auf dem Gletscher gehören nicht zu seinem Auftrag, auch nicht die

Beobachtung von «drei Hirten aus fernen Landen» (23. Kap. Hirten), die am Gletscher eingetroffen sind. Saknussemm II, der Blumenträger Epimenides und Schiwa, der Lautenschläger, bezeichnen sich als Anhänger von Lord Maitreya, als Jünger des «großen Meisters». Dieser hat vor zwei Jahren einen Kasten auf den Gletscher transportieren lassen, der nun heruntergeholt und geöffnet werden soll, um dem darin aufbewahrten Körper zu neuem Leben zu verhelfen.

Dann tritt Professor Godman Syngmann auf, alias Gudmundur Sig mundsson, ein alter Freund des Pfarrers, der ihm vor 35 Jahren seine Frau entführt hat; doch als er sich nach Ua erkundigt, bekommt er zu hören, sie sei schon einige Jahre tot, und er habe sie in einen Lachs verwandelt: «wir leiten Leben aus einem Körper in den anderen: Biotelekinesis» (26. Kap. Verbindung mit den Spiralnebeln (Intergalactic Communication)). Er und seine drei Untermeister seien zu dem Zweck an den Nordpol gekommen, um «eine hohe Wiedergeborene, die im Schlaf schließt, von den Toten zu erwecken». Nicht nur dies hält Vebis Tonbandgerät fest, es nimmt noch mehr auf: Syngmann ist Verfasser einer Offenbarung in sechs Bänden, er befaßt sich mit Epagogik und Astrobiologie, die erstere liefere Argumente, «um dem Schöpfer zu beweisen, daß das Leben ein gänzlich bedeutungsloser Schwindel ist, wenn es nicht ewig währt.» Das Tonband hält aber auch Jon Primus' Reaktion fest: «Entschuldige, daß der armselige Pfarrer Jon Primus kein Stück von dem begreift, was du da sagst [...]. Ich habe nur eine Theorie, lieber Mundi [...]. Ich habe die Theorie, daß Wasser gut ist.» Am Morgen nach dem Disput zwischen Jon und Doktor Syngmann – er umfaßt das längste Kapitel und steht etwa in der Mitte des Buches – wird der «große Meister» tot auf dem Sofa sitzend gefunden. Der Bestattung des Mannes muß Vebi auf Bitten des Kirchenministeriums – zur Kontrolle des Vorgangs – beiwohnen, und so wird er Zeuge eines eindrucksvollen Trauergeschehens, wenn es auch nur wenige Personen zählt. Die Predigt hält Jon Primus über das Bibelwort: «Denn keiner unser lebt sich selber und keiner stirbt sich selber. Denn leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.» (33. Kap. Trauernde und ihr Trost). Er schließt sie mit den Worten: «Eines ist gewiß, wir brauchen nichts zu befürchten, hochverehrte Trauergäste, denn ob wir leben oder sterben, wir haben denselben Gott wie die Mohammedaner in der Wüste, und von ihm sagte der selige Sira Jens auf Setberg: ‹Allah ist groß.›»

Dann ist Vebi, wenn auch nicht geladen, Zeuge bei der Auferweckung des Körpers in dem Kasten, und urplötzlich steht eine Frau «unter uns [...] reichlich mittleren Alters» – ein Wunder? –, die Männer kommen schließ-

lich zu sich und öffnen den Kasten: «Als der Deckel abgenommen war, glitzerte der Inhalt des Behälters in diesem Licht [...]. Es war eine Eisstange [...]. Sie drehten den Kasten um und ließen den Inhalt vorsichtig auf den Boden gleiten. Jetzt konnte man durch das tauende Eisstück hindurchsehen, und man sah deutlich, daß in diesem langen, glänzenden, durchsichtigen Quader ein außergewöhnlich schöner Lachs eingebettet war.» (37. Kap. Weiterhin die Veranda; Nacht).

Die Wiedererweckung – wessen? – ist vollzogen, auf der Veranda des Bungalows neben der Kirche, wo all dies geschieht, liegt ein Lachs; die Beteiligten – die drei «Jünglinge» mit einer von der Frau ausgestellten Quitzung über den Empfang eines Fisches – machen sich davon, zurück bleiben Vebi und die Frau: Gudrun Sämundsdottir von Untertrifthütte (Nedrakot) ist ihr Name, genannt Ua, sie ist die Pfarrersfrau, die 35 Jahre fort gewesen, rechtgläubig römisch-katholisch, christlich verheiratet und nie geschieden; als Siebzehnjährige ist sie Syngmann in die Welt gefolgt, dieser hat sie als seine Alleinerbin eingesetzt, hat sie auf eine Nonnenschule nach Paris geschickt, später ist sie Nonne gewesen und Leiterin eines Vergnügungsetablissements in Buenos Aires, in Nordamerika hat sie Kinder verloren durch Unglücksfälle – Vebi kommt aus dem Staunen nicht heraus. Unverhofft aber bedeutet sie dem 25jährigen jungen Mann: «Ich bin zweiundfünfzig. Fünfundzwanzig und zweiundfünfzig: das ist der selbe Altersunterschied wie zwischen San Juan de la Cruz und Santa Teresa, als sie sich zum ersten Male begegneten». Verständnislos fragt er zurück: «Und was wurde aus ihnen?» (39. Kap. Hier wird über G. Syngmannsdottir berichtet).

«San Juan de la Cruz» begrüßt sie ihn am anderen Morgen und gibt ihm, während sie sich zurechtmacht, ein kleines Büchlein, «die Gedichte des heiligen Johannes vom Kreuz in Spanisch» –, und er liest das Gedicht «In dunkler Nacht», in dem erzählt wird, «wie die Seele nachts ausgeht, um Gott zu begegnen» (42. Kap. Gedichte des heiligen Johannes vom Kreuz u.a.). Ganz in Bann geschlagen – «mir genügt, daß ich Sie gefunden habe. Ich folge Ihnen schweigend.» (Kap. 43. Labiles Gleichgewicht usw.) – von dieser Frau, ist er bereit, ihr bis ans Ende der Welt zu folgen. Unterwegs in der Luxuslimousine auf der Schotterstraße staunt er über sich selbst: «Was trieb einen unbedeutenden jungen Mann mit einem Seesack in den Wagen einer solchen Frau? Was für ein sonderbares Gewebe von Ereignissen war es, in das ich plötzlich verwoben war?» Und so endet dies Kapitel, das 44., überschrieben «Fort», mit den ihm durch den Kopf schießenden Gedanken: «Wer bin ich, daß mir der Zauber zuteil wurde, der Gestalt zu begegnen, nach der Goethe vergeblich gesucht hat – der Frauengestalt

der Ewigkeit? Hatte jetzt die Allmacht wieder einmal einen Mann erkannt, der so erbarmungswürdig ist wie die Schneeammer im Harsch, und ihm ein Geheimnis offenbart? Die größten Frauen der Welt sprechen alle mit einem Mund zu mir: die Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben auf den Knien; das Goldene Zeitalter der Griechen mit dem Waschfrauendutt und die Venus von Willendorf, unbeschädigt und blank, mit vom Haar verhüllten Gesicht und bloßen Lenden; die in eine Hündin verwandelte Göttin des Mythos; die unberührte Hure der Romantik; die Schicksalsfrau Ibsens; die trauernde Mutter aus der Theologie – doch vor allem die Äbtissin seligen Angedenkens, die heilige Teresa von Spanien auf der Suche nach einem neuen heiligen Johannes vom Kreuz.»

Der Nebel kommt über sie, es wird dunkel, eine wahre Nebelhölle, auf einem Seitenweg geraten sie in ein Sumpfloch, müssen den Wagen verlassen und waten durch den Morast, bis sie im Nebel ein Gehöft erkennen: «Hier bin ich zuhause», sagt sie und verschwindet im Haus. Steif geworden in der Nacht, im Regen, ruft er nach einer Weile schließlich: «Wo bist du?» Keine Antwort, und so flüstert er in den Nebel hinaus: «Wo bin ich?» Dann ruft er aus Leibeskräften: «Ua!» – Doch nichts als Gelächter antwortet aus dem Haus. «Ihr Vertreter schlich sich noch während dieses Gelächters mit seinem Seesack davon, zu steif, um sich die Schuhe zuzubinden. Ich hatte ein wenig Angst. Als ich aus dem Blickfeld des Hauses heraus war, nahm ich die Beine in die Hand, so daß die Schnürsenkel um die Knöchel schlügen, und lief, was ich konnte, denselben Weg zurück, den ich gekommen war. Ich hoffte, die Straße wiederzufinden.»

So schließt das letzte (45.) Kapitel des Buches, «Nach Hause» übergeschrieben.

«Kristnihald undir Jökli» lautet der isländische Originaltitel, in der deutschen Übersetzung von 1974 wird dies mit «Seelsorge am Gletscher» wiedergegeben. Kristnihald, ein nicht eben häufig gebrauchtes Wort im Isländischen, heißt im Deutschen soviel wie «Einhaltung, Pflege des Christentums» (Fritzner, Ordbog over Det gamle norske Sprog, Bd. II, Oslo 1954, 346, spricht von «Iagtagelse af Kristendommens Forskrifter»; Cleasby, An Icelandic-English Dictionary, Oxford 1957, von «keeping christianity»). Kristnihald undir Jökli gibt der Übersetzer im Text entsprechend wieder: Kap. 11 und 13 lesen wir «Christenleben am Gletscher», Kap. 22 «christliches Leben am Gletscher», Kap. 28 «Wenn man über die Pflege des Christentums am Gletscher berichtet», Kap. 34 «Pflege des Christentums», Kap. 44 «Einhaltung des Christentums am Gletscher», von Seelsorge («Undir sálusorgun») redet er im Kap. 13. Warum der Übersetzer – Bruno Kress – nicht «Christenleben am Gletscher» auf das

Titelblatt setzt, bleibt sein Geheimnis. Die dänische Übersetzung von 1969 bleibt mit «Kristenliv ved jøkelen» dem Original näher, und ein Titel wie «Christenleben am Gletscher» oder «Christsein am Gletscher» hätte Laxness' Intentionen wohl eher entsprochen – wählt er doch seine Romantitel stets mit einer ganz bestimmten Absicht. Gänzlich irreführend aber ist der Titel «Am Gletscher», den die Werk-Ausgabe des Steidl-Verlags 1989 wählte, wahrscheinlich aus rein kommerziellen Erwägungen, führt doch eine Fernsehverfilmung des Romans diesen Titel.

An den Schluß seines Romans setzt Laxness – wie bei ihm üblich – Daten, die über Beginn und Ende der Niederschrift des Manuskripts informieren: März 1967 – Juli 1968. In dieser Zeit, im Juli 1967, schreibt er auch ein Nachwort für die 2. Auflage seines ersten größeren Prosawerks «Undir Helgahnúk» (Am heiligen Berg), das er 1924 veröffentlichte (vgl. S. 8 ff.). Undir Helgahnúk und undir Jökli: in beiden Fällen wird die Präposition *undir* mit einem Dativ des Ortes verbunden; liegt der Gedanke nicht nahe, daß der frühere Buchtitel – bewußt oder unbewußt – zur Wahl des neuen Titels beigetragen hat? Ist doch von einem hohen und mächtigen Berg in beiden Büchern die Rede, von einem weißen und ruhigen Gletscher.

Ein halbes Jahrhundert liegt zwischen den beiden Büchern, Laxness schreibt mit vollem Recht in seinem Nachwort «Seitdem ist mehr als eine Generation dahingegangen», und dennoch fallen neben der frappierenden Ähnlichkeit der Buchtitel noch weitere Gemeinsamkeiten ins Auge. Als der zwanzigjährige Laxness im Winter 1922/23 in dem Benediktinerkloster Saint Maurice de Clervaux in Luxemburg das Manuskript zu «Undir Helgahnúk» schreibt, zählt zu den von ihm hochgeschätzten französischen Autoren auch Henri Bordeaux (1870–1963), von dessen Arbeiten insbesondere «La peur de vivre» (1902) einen nachhaltigen Eindruck hinterließ, findet der junge Halldór Laxness doch bei diesem Schriftsteller jene genaue und einfühlsame Landschaftsbeschreibung und jene Gestaltung subtiler seelischer Vorgänge, um die es ihm bei der Niederschrift seines Werkes geht.

Wiederum ist es ein französischer Autor – dieses Mal Jules Verne –, bei dem der inzwischen weltberühmte Romancier das Modell – soweit es das Äußere betrifft – für die männliche Hauptfigur in «Seelsorge am Gletscher» vorskizziert findet. Ähnelt doch der Pfarrer Jon Primus in manchen Zügen jenem Geistlichen, dem Professor Otto Lidenbrock und seine Begleiter in «Voyage au centre de la terre» (1864, Reise zum Mittelpunkt der Erde, dt. 1876) am Fuße des Snaefellsjökull, dem Ausgangspunkt ihres kühnen und abenteuerlichen Unternehmens, gegenüberstehen. Gleich

Lidenbrock sieht sich auch der Vertreter des Bischofs in Laxness' Roman mit einem Mann konfrontiert, der sich auf das Schmiedehandwerk versteht und der sich beim Hufbeschlag nicht durch Fragen ablenken läßt. Jules Vernes garstiges und vor Schmutz starrendes weibliches Wesen hingegen nimmt bei Laxness in der Gestalt des Fräulein Stößeldora ein wenig freundlichere Züge an, wenngleich sich die Gastfreundschaft dieses vierschrötigen und derben Frauenzimmers als recht eigenartig erweisen soll. Schließlich läßt der Autor im Verlauf der absonderlichen Vorgänge am Fuß des Gletschers auch noch Sakanussem II auftreten, einen Nachfahren von Jules Vernes Alchimisten Sacknussem, dessen geheimnisvolle «Runeninschrift» Professor Lidenbrock nach Island und zum Snæfellsjökull aufbrechen ließ.

Mit einem gewissen Recht mag eingewendet werden, die bislang aufgezeigten Parallelen blieben doch zu sehr an der Oberfläche und wirkten zu sehr herbegeholt, um eine Ähnlichkeit oder gar Gemeinsames zwischen den Arbeiten des zwanzigjährigen und des 65jährigen Halldór Laxness herauszustellen. Um so mehr fällt bei einem Vergleich ins Gewicht, daß «Am heiligen Berg» und «Seelsorge am Gletscher» auch ähnliche Themen aufgreifen. Beide Prosawerke stellen die uralte und doch ewig junge Frage in das Zentrum: Was ist der Sinn der menschlichen Existenz? Legt der Autor in dem frühen Buch die Antwort beziehungsweise den Versuch einer Antwort in den Mund eines jungen und unreifen Menschen, der sich anschickt, die Welt zu erobern, so läßt er in dem 44 Jahre später veröffentlichten Buch einen Mann und eine Frau, die beide diese Welt zutiefst er- und durchlebt haben, Antworten formulieren.

Jon Primus und Gudrun Sämundsdottir, genannt Ua, ein Zweifundsechzigjähriger und seine um zehn Jahre jüngere Frau; ein Pfarrer einer Gemeinde, seit 35 Jahren am Fuß eines Gletschers im westlichen Island, und eine in vielen Teilen der Welt umgetriebene Frau – ohne Zweifel sind sie die zentralen Figuren in dem von der kirchlichen Behörde geforderten Bericht und in dem Roman, der als ein Stück Dokumentarprosa daherkommt. Dies gewiß nicht von ungefähr, steht doch zu der Zeit, da Laxness den Roman schreibt, der sogenannte Reportage- oder Dokumentarroman in Skandinavien hoch im Kurs: Per Olov Enquists «Legionärerna», 1968 (Die Ausgelieferten, dt. 1969), Per Olof Sundmans «Ingenör Andréas luftfärd», 1967 (Ingenieur Andréas Luftfahrt, dt. 1969) und Sara Lidmans «Samtal i Hanoi», 1966 (Gespräch in Hanoi, dt. 1967) seien stellvertretend für viele genannt.

Neben Jon Primus und Ua treten in diesem Roman in jenen zehn Tagen – die Handlung erstreckt sich vom 11.-21. Mai –, da sich der Vertreter des

Bischofs in der Gemeinde umsieht und umhört und seine stenographischen Aufzeichnungen niederkritzelt und das Tonband laufen läßt, weitere Figuren auf, doch kommen sie alle – bis auf zwei, von denen noch die Rede sein wird – nicht über Statistenrollen hinaus.

Der Bischof von Island ist nur in den beiden ersten Kapiteln gegenwärtig, nach seinem im Plauderton geführten Gespräch mit dem jungen Theologen verschwindet er, wenngleich er für den Berichterstatter in Gedanken stets präsent ist. Der Kirchenvorsteher Tumi Jonsen trägt nicht viel zum Bericht bei, und das Gleiche läßt sich von dem Gemeindevorsteher, dem Bauern Helgi auf Torfwalstätten, dem Langenseer, sagen; nichts als farbige Tupfer im Bericht sind der Zwölftonnenfahrer und Dichter Jodinus Alfberg, die drei Laboranten des «Großen Meisters» – in Uas Augen nichts als «arme Jämmerlinge» –, der Butler und die schwarzgekleideten Männer des Trauergesetzes. Skurrile Figuren, die sich in den nüchtern-sachlichen Angaben des Berichts eigenartig und grotesk ausnehmen.

Und die Frauen? Sie bleiben mehr oder weniger am Rand, sie haben ihren Auftritt und verschwinden, ohne viel zur Handlung beizutragen. Dies gilt für Frl. Stößeldora, diese «ehrbare, doch wortkarge Frau» (Kap. 5), die für Gebäck, Kriegstorten und Kaffee zuständig ist und für die Geschichte vom Elfenwidder, mehr noch gilt es für Tumi Jonsens Frau und Fina Jonsen, die Stieftochter, sie rücken mit Kübeln, Schrubbern und Seife an, reinigen die Zimmer, erzählen von jenem Angler, der den gefangenen Lachs verlor und am Abend wiederfand, ergänzen Tumis Bericht über die rüstigen Frauen am Gletscher und die englische Ursula oder Ursa, wie die Leute die Ursalei am Gletscher nannten (11. Kap.). Ihr Geschwätz verwirrt den Berichterstatter nicht weniger als die Leserin oder den Leser des Romans – doch ist es eine vergnügliche Lektüre allemal.

Ein eigenes Profil gewinnen neben den beiden Hauptfiguren nur noch Prof. Dr. Godman Syngmann, alias Guðmundur Sigmundsson und – wenn auch nicht so klar umrissen – der Berichterstatter, Vebi, der Vertreter des Bischofs. Syngmann ist der Gründer einer neuen Religion, Vebi ein frisch examinerter lutherischer Theologe, kein «großer Glaubensstreiter» (1. Kap.), ohne jegliche Ahnung von der Seelsorge (Kap. 8): Nicht ohne Absicht läßt der Erzähler immer wieder ein Kalb auftauchen. Viele Jahre der Gemeindepraxis hat Jon Primus hinter sich, lutherischer Theologe wie Vebi, doch erst nach einem 6jährigen Geschichtsstudium in Deutschland. Guðrun Sámundsdóttir gibt als Konfession «römisch-katholisch» an, «rechtgläubig» erklärt sie Vebi, als der sie darauf aufmerksam macht, daß «wir hier Lutheraner sind» (Kap. 39). Derart ausdrückliche Hinweise auf

die Religionszugehörigkeit der Figuren finden wir in Romanen aus der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts kaum noch. Liegt die Vermutung nicht nahe, daß die Religion eine gewichtige Rolle in diesem Roman spielt? Wie immer auch der Autor seinen Titel gemeint hat – ernsthaft oder ironisch –, «Christsein am Gletscher» oder «Christenleben am Gletscher» nennt das zentrale Thema des Buches.

Die Hauptfigur des Romans, Jon Primus, Gemeindepfarrer am Fuß des Gletschers, mutet schon recht eigenartig an: Er kümmert sich nicht um sein Gehalt, läßt die Pfarrstelle verwahrlosen, läßt die Kirche verkommen, läßt sie sogar zunageln – dieser Jon Primus gibt dem inspizierenden Abgesandten des Bischofs eine ungewöhnliche Lektion in Theologie, hält er doch von ihr ebensowenig wie von der Philosophie: «Philosophie und Theologie haben keinen Einfluß auf ihn und gesunder Menschenverstand erst recht nicht. Unmöglich, diesen Mann mit Argumenten zu überzeugen. Doch Witzeleien hört er sich stets an, auch wenn es Spitzfindigkeiten sind. Vielleicht ist er ein echter Isländer. Manchmal hätte ihr Vertreter nicht wenig dafür gegeben, die Welt vom Standpunkt des Sira Jon Primus sehen zu können», notiert Vebi (Kap. 33. Trauernde und ihr Trost).

Jon Primus' Christsein erfüllt sich im Mitleid mit Mensch und Tier, mit allen Geschöpfen der Natur, denn «niemand kann zwei Herren dienen», wie es im Matthäus-Evangelium (6:24-28) heißt, «Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon»; auf den Mammon, ein Wort, das im Neuen Testament im abwertenden Sinn für die dämonische Macht des Besitzes gebraucht wird, legt Jon Primus nicht den geringsten Wert. Er macht Ernst mit den Worten des Evangeliums: «Seht euch die Vögel des Himmels an: Sie säen nicht, sie ernten nicht und sammeln keine Vorräte in Scheunen; euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht viel mehr wert als sie? Wer von euch kann mit all seiner Sorge sein Leben auch nur um eine kleine Zeitspanne verlängern? Und was sorgt ihr euch um eure Kleidung? Lernt von den Lilien, die auf dem Felde wachsen: Sie arbeiten nicht und spinnen nicht [...]. Sind die Vögel, die so häufig in dem Roman auftauchen, nicht vielleicht ein Hinweis auf diese Worte?

Jon Primus legt keinerlei Wert auf das Einhalten kirchlicher Rituale, an Dogmen hält er sich ebensowenig wie an philosophische Lehrsätze; seine Art, das Christsein am Fuß des Gletschers zu praktizieren, ist ein Ärgernis für die Institution Kirche und eine Provokation einer etablierten christlichen Gesellschaft: Dieser Pfarrer ist ein schwarzes Schaf, er betrachtet aus einer distanzierten Perspektive des gesellschaftlichen Außenseiters die Welt kritisch, vor allem die religiöse Haltung der Menschen. Geht er nicht zu weit, wenn er meint, «alle von den Menschen verehrten

Götter seien gleich gut»? (Kap. 20. Vorläufige Zusammenfassung). Und wenn er diesen Gedanken noch ein wenig weiter entwickelt in dem Gespräch mit Vebi über «die Schöpfung, den Namen Gottes bei den Germanen und anderes am Gletscher» (Kap. 18): «Wer einen Berg verehrt, wie es unzählige Völker getan haben, dessen Gott ist der Berg; der Stein, wenn du einen Stein anbetest; der Stock, wenn du an einen Stock glaubst; und so weiter; ein Strom, Wasser in einer Quelle, Wasser in einer Schale; Fisch, Brot, Wein; ein Kalb wie ein Elfenwidder; und die Jungfrau Maria aus einem bemalten Stück Holz ist nicht geringer als die weitschöne Witwe Libido oder das knochendürre Trollweib Revolution, das Menschenopfer will.»

Dieser Jon Primus ist ein Einzelgänger zwischen den Religionen und Ideologien, seine Sprache ist die des Zweifels, der Pointierung, Überschärfung, Verzerrung, um das, was vertraut ist, fremd, was selbstverständlich, problematisch, was endgültig, vorläufig zu finden.

Das alttestamentliche Wort «Stultorum infinitus est numerus» (Die Zahl der Narren ist unbegrenzt) zitiert Erasmus von Rotterdam, dieser christliche Humanist oder humanistische Christ, in seiner Schrift «Laus stultitiae» (Lob der Torheit), und in die Tradition der christlichen Narren dürfen wir Jon Primus einreihen. «Der Narr» – so meint Leszek Kolakowski – «ist der Zweifler an allem, was selbstverständlich ist, die Philosophie des Narren ist jene, die in jeder Epoche gerade als zweifelhaft entlarvt, was am unerschütterlichsten gilt, gerade in dem Widersprüche aufdeckt, was als offenkundig und unbestreitbar erscheint, die alle sogenannten Selbstverständlichkeiten des gesunden Menschenverstandes lächerlich macht und im scheinbar Absurden das Vernünftige entdeckt.» (Der Mensch ohne Alternative. Von der Möglichkeit und Unmöglichkeit, Marxist zu sein. München 1976. S. 256–286. Hier: S. 282f.). Versteckt sich Jon Primus nicht hinter der Maske eines Narren, um anderen ihre Maske vom Gesicht zu reißen, ihre Masken der religiösen Sicherheit und der Unmenschlichkeit?

Jon Primus' Widerpart ist sein alter Jugendfreund Mundi, Guðmundur Sigmundsson. Die Gegensätze treten offen zutage in ihrem langen Disput über die Epagogik und Astrobiologie, schon in ihren Begrüßungsworten sind sie herauszuhören:

Sira Jon Primus: «Mundi? Nein, du hier? Na so was. Stößeldora ahnte das. Immer noch mit den Zehen nach außen?»

Dr. Syngmann: «Und du nach innen.»

Sira Jon: «Ja, ich stoße ständig mit den Zehen an meine Hacken. Der selige Sira Jens auf Setberg pflegte zu sagen, daß Leute, die die Zehen

nach innen setzen, zuletzt in sich gehen, und die Leute, die sie nach außen setzen, zuletzt aus sich herausgehen.»» (Kap. 26).

Nach innen gehen, auf Äußeres keinen Wert legen, weder auf den Mammon noch auf den Ruhm der Welt, das ist Jons Maxime, sein Leben wird bestimmt von inneren Werten, Tugenden wie Güte, Mitleid und Nächstenliebe. Aus sich heraus geht sein Freund Mundi: Professor Doktor Godman Syngmann nennt er sich. Den «deutschen Titel» kann man für Geld erwerben (Kap. 15), der anglisierte isländische Name spricht für sich: Godman (= Gottmensch) wähnt sich als Begründer einer neuen Religion, Syngmann erinnert an Syngmann Rhee – so zumindest Vebi, als er den Namen erstmals hört –, den südkoreanischen Militaristen und Kapitalisten. Dieser Dr. Syngmann entführt seinem Freund in der Hochzeitsnacht die Frau, er häuft mit dem Verkauf von Mordwaffen und anderen kapitalistischen Machenschaften gewaltige Reichtümer an, Mammon, biblisch gesprochen, und eine rechtfertigende Theorie – oder Ideologie, wie Jon sagt – legt er sich selbst zu in seiner «Offenbarung in sechs Bänden»: «Ich habe eine Offenbarung in sechs Bänden geschrieben, da steht alles drin. In meiner Abhandlung über Bioastrochemie wird chemisch-wissenschaftlich erklärt, was Teufel sind und weshalb sie von übermäßigem Wachstum befallen sind. [...] In einem anderen Buch habe ich das Einstimmungsge- setz erklärt und dargelegt, daß die Beziehungen zwischen Spiralnebeln, intergalactic communication, auf der Kosmobiologie und der Biodynamik beruhen. Ich habe die Grundlagen der Epagogik und der Epigenetik dar- gelegt und aufgezeigt, daß nicht die Protomorie, sondern vor allem die Heteromorie der gegenwärtige Zustand der Menschheit ist und die Entwick- lung in Richtung auf den Tod geht: Dysexelixis contra Diexelixis; daß also Teufel sich darauf vorbereiten, alles Leben auf der Erde zu vernichten; und das wird gelingen, wenn ihnen nicht von Stellen im Weltall aus, wo das Leben eine höhere Stufe erreicht hat, das Handwerk gelegt wird.» (Kap. 26. Verbindung mit den Spiralnebeln). Die Häufung abstrus pseudo-wissenschaftlicher Termini – nicht nur in diesen Worten Dr. Syngmanns – ist nicht dem Hirn des Autors entsprungen, nein, er konnte es sich einfacher machen, brauchte er doch nur auf die Arbeit eines Landsmanns, des Geologen und Okkultisten Dr. Helgi Péturss (1872–1949), zurückzu- greifen, sie gab ihm nicht nur die Begriffe, sondern sogar Sätze wie zum Beispiel den folgenden: «Nous sommes en route pour l'épagogique et l'astrobiologie» (ibid.).

Sira Jon entschuldigt sich dafür, daß er kein Stück von dem begreift, «was du da sagst», doch macht er seinen Freund darauf aufmerksam, daß er wie alle großen Rationalisten an Dinge glaube, «die doppelt so un-

glaublich sind wie die Theologie» (Kap. 33. Trauernde und ihr Trost). Woran es dem Multimillionär und Begründer einer neuen Religion letztlich mangelt, erfährt Vebi in einem seiner Gespräche mit Ua: «Ihm fehlt der Kontakt, von dem es heißt: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Körper und deinen Nächsten wie dich selbst.» (Kap. 39. Hier wird über G. Syngmannsdottir berichtet).

Nicht nur im Alten und Neuen Testament zeigt sich Ua beschlagen, wie ihr Zitat aus Deut. 6.5. beziehungsweise Mt. 22,37-39 belegt, ganz offensichtlich kennt sie sich (oder Laxness!) auch unter den Heiligen der katholischen Kirche aus, weist sie doch ganz gezielt auf San Juan de la Cruz (1542–1591) und Santa Teresa (1515–1582) hin, zwei spanische Heilige, Dichter und Dichterin und bedeutendste Vertreter der spanischen Mystik: Der 25jährige Johannes vom Kreuz, der seine theologischen Studien in Salamanca gerade beendet hat und zum Priester geweiht ist, schloß sich nach einer entscheidenden Begegnung im Jahr 1567 mit der 52jährigen Teresa von Avila deren Reformbewegung an und gründete den Ordenszweig der Unbeschuhten Karmeliten. Vebis Schuhe werden so nicht ohne Hintersinn an einigen Stellen des Romans erwähnt, z.B. im 13. Kap. und besonders auffällig im Schlußkapitel.

Die Analogie zwischen der schicksalhaften Begegnung der spanischen Heiligen und Vebis Zusammentreffen mit Ua beherrscht den letzten Teil des Romans (Kap. 38–45). Jon Primus ist völlig aus der Geschichte heraus, er ist zur «Reparatur der Schnellgefrierhäuser» (Kap. 41) und hat sich zuvor von Vebi verabschiedet. Bei beiden Begegnungen erweckt eine ältere Frau einen jungen unerfahrenen Mann, in beiden Fällen aber erweckt auch der jüngere Mann die ältere reife Frau. Die Frau, die Jon alles Alltägliche und Begrenzte hat vergessen lassen, und für den sie das Vollkommenste in der Welt war, sie wirft nun Vebi aus den gewohnten Bahnen. Nicht nur «im Kreis herum» (Kap. 39) führt ihn die «Strickerin» – als solche zeigt sie sich ihm zumeist bei ihren Gesprächen –, sie umgarnt ihn wie «die Schicksalsfrau Ibsens» (vgl. Ende Kap. 44) und verwickelt ihn in das Leben, von dem er sich fern halten will: «Du bist an die gebunden, die du erweckt hast. Du sollst mir bis ans Ende der Welt folgen.» (Kap. 43, Labiles Gleichgewicht usw.)

Welchen Weg Vebi nach der Erweckung durch Ua gehen wird, das läßt der Roman offen. Gibt er den Status des unbeteiligten Beobachters auf? Bemüht er sich um Distanz zum Leben wie bisher? Oder folgt er Dr. Syngmanns Aufforderung «Fahr hinaus aufs weite Meer, junger Mann» in Kapitel 26? Nicht nur in dieser Sache läßt uns der Autor im Stich, er macht

es uns auch ansonsten gewiß nicht leicht, zwischen tiefgründigen Fragestellungen und puren Phantastereien zu unterscheiden. Was verbirgt sich denn wirklich hinter der sich so angestrengt nüchtern gebenden Reportage über das Christstein am Gletscher? Ist alles nur ein Possenspiel – «Aus einem Possenspiel in das andere! [...]. Immer wieder ein neues Possenspiel, und niemals wird man klüger», wie Ua zu Vebi meint (Kap. 42. Gedichte des heiligen Johannes vom Kreuz u.a.m.)? Ist alles nur eine Farce? Bloßes Spiel mit Worten und Begriffen? Der Gletscher, der über all dem thront – neunmal erscheint er in Kapitelüberschriften –, ist häufig hinter Wolken oder im Nebel verborgen, die Menschen an seinem Fuß mögen ihn nur erahnen – solch ein Gefühl der Unwissenheit beschleicht nicht wenige Male den Leser oder die Leserin bei der Lektüre des Romans. «Wo bin ich?» möchte man mit Vebi rufen oder in das Gelächter einstimmen, das er aus dem Haus im Nebel (auf der letzten Seite des Buches) zu hören meint.

Stenografische Notizen und Tonbandaufnahmen erzählen vom christlichen Leben an einem Gletscher im westlichen Island, redlich bemüht sich der junge Beobachter, dem kirchlichen Vorgesetzten in Reykjavík einen «objektiven» Bericht zu liefern, doch muß er – der Ich-Erzähler – gegen Ende einsehen, daß dies letztlich nicht möglich ist. Im nächsten Roman des Autors tritt der Ich-Erzähler als Chronist auf, als ein Gemeinde-Chronist – und von diesen gibt es in Island unzählige –; er erzählt von Ereignissen und Menschen in einem ländlichen Bezirk, nicht allzuweit östlich von Reykjavík gelegen, Mosfellssveit, und um den «dokumentarischen» Charakter des Vorgetragenen zu unterstreichen, bezieht er sich auf schriftliche Quellen, auf mündliche Berichte und Interviews.

Mit «Kirchspielchronik» gibt die deutsche Übersetzung (1976) den isländischen Originaltitel «Innansveitarkronika» wieder. Im Mittelpunkt dieses 1970 erschienenen Romans steht die unscheinbare Kirche von Mosfellssveit: Mögen die Menschen, die sie all die Jahrhunderte aufgesucht haben, auch keine großen Glaubenshelden gewesen sein, so hat sich doch ihr Leben in ihrem Schatten abgespielt, von der Geburt bis zum Tod hat die Kirche sie begleitet. Von der wechselvollen Geschichte der Kirche seit ihren Anfängen erzählen die ersten beiden Kapitel. Schon die Egils saga weiß von ihr, und die Gebeine dieses isländischen Volkshelden und größten Skalden sollen sogar am Rand des Kirchhofs begraben worden sein, «kein Mensch hat sie seitdem wieder gesehen; hellseherische Leute haben gesagt, man werde sie nicht eher dort wiederfinden, bevor auf dem Idafeld die Asen nach Ragnarök sich versammelten», die letzten Worte kann sich der Chronist nicht verkneifen. Nicht nur in diesem Fall kann er das Au-

genzwinkern nicht unterlassen, doch sind seine Abschweifungen nie ermüdend oder langweilig.

Früh schon wurde die Kirche erbaut, sie steht im 13. Jahrhundert unverändert an ihrem Platz, in den Grundbüchern des 14. Jahrhunderts wird sie nicht mehr erwähnt, und «als die Kirche in der lutherischen Zeit des 16. Jahrhunderts wieder aufgebaut wurde, hatte jedermann vergessen, wer der Heilige war, dem die Kirche ursprünglich geweiht worden war, und im übrigen hatte man ja die Heiligen überhaupt abgeschafft. Und nicht nur die Heiligen sind verschwunden, sondern mit ihnen auch das Heilige Kreuz; Unsere Liebe Frau ist nicht mehr, sie ist auf ewig verloren mitsamt dem Schädel Egill Skallagrimssons, und niemand trägt mehr die Verantwortung, abgesehen vom dänischen König und Luther.»

Und dann gibt der Chronist im ersten Kapitel eine Kurzfassung von dem, was er erzählen will: «Hier soll nun berichtet werden, wie gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Kirche zum dritten Mal abgerissen und dem Erdboden gleichgemacht wurde. Es wird nachgewiesen werden, wie von jenen Tagen an, da im Jahre 1774 der dänische König den Befehl gab, sie habe zu verschwinden, sich einflußreiche Wortführer zusammenfanden und darauf hinarbeiteten, daß die Kirche wieder abgebrochen werde; und doch verflossen noch zwölf Jahrzehnte, ehe diesem Befehl Folge geleistet wurde. Während nahezu vier Generationen spannten sich in dieser Sache bedeutsame Klüngel vor dieses Waagscheit, als da sind die Regierung von Dänemark, dann auch immer wieder das Althing der Isländer, eine Kirchenbehörde nach der anderen, Bischöfe und Pröbste samt den niedrigen Kirchspielbehörden und schließlich auch Bauern aus dem Kirchspiel und rechtschaffene Hausfrauen und wackere Männer, die lange Zeit diese Kirche regelmäßig besucht hatten, bis am Ende niemand anders mehr für den Schutz dieser Kirche da war als ein alter Bauer auf Hrisbru namens Olafur Magnusson und ein einfältiges Mädchen, das Dienstmädchen beim Pfarrer von Mosfell war; Gudrun Jonsdottir hieß sie. Damit war es denn auch um diese arme Kirche geschehen. Wenn man nun heute hier doch eine Kirche sieht, dann sind viele der Meinung, Gottes Weisheit und Langmut hätte trotz allem im Mosfellstal in dieser Sache einen gewissen Sieg errungen, wenn auch reichlich spät, und daß es der Welt wohl anstünde, davon Notiz zu nehmen, selbst wenn es für Andersdenkende auch das eine oder andere geben mag, was für ihren Standpunkt spricht.»

Die Kapitel 3 bis 15 erzählen dann im wesentlichen von dem alten Bauer von Hrisbru, von seiner Frau und ihren beiden Söhnen; zwei Kapitel sind aber dem Dienstmädchen des Pfarrers gewidmet, in der «Geschichte

vom teuren Brot» (11 und 12) steht Gudrun Jonsdottir und ihre Irrwanderung durch Nacht und Nebel auf der Mosfellsheide im Zentrum. Olafur will mit allen Mitteln den Abbruch der Kirche verhindern, so zieht er sogar einmal mit seinen Söhnen, bewaffnet mit Sensen, auf den Pfarrhof. Der Bischof und der Landeshauptmann erhalten Briefe von Bauern der Gemeinde, unterschrieben sind sie von den gleichen Männern, doch vertreten sie in den Schriftstücken zu jedem einzelnen Detail einen Standpunkt, «als ob es sich um zwei extreme Parteien handle, zeigt es sich, daß jedes einzelne Individuum im Mosfellstal in ein und derselben Sache zwei miteinander unvereinbare Gesichtspunkte vertritt und bereit ist, für beide Standpunkte zu kämpfen, den einen Tag für den einen, den andern Tag für den entgegengesetzten, und zwar jeweils aus Überzeugung und Stärke, die keinen vermittelnden Vergleich zulassen.» (10. Kap. Besitzstand der Kirche. Die Bittschrift).

Die Bittschriften sind in den letzten Jahren der Amtszeit des Bischofs Petur Petursson geschrieben: er galt als ein berühmter Postillenschreiber, so «daß man ihn zu einem der wenigen Isländer zählen darf, die Gott von Grund auf verstanden haben», setzt der Chronist vieldeutig hinzu (*ibid.*). Doch alles ist vergeblich, gegen Ende der 80er Jahre wird die alte Mosfellskirche abgerissen, bewerkstelligt wird dies an einem Tag, doch stellt sich heraus, daß die Kirchenglocke und der Kelch nicht aufzufinden sind. Das Leben aber geht weiter, die Leute vergessen die Mosfellskirche mitamt Glocke und Kelch in dem täglichen Einerlei, «das die heilenden Hände der Zeit begleitet» (15. Kap. Eine Kleinigkeit).

Im 16. Kapitel, «Die Geschichte des Fuhrmanns», berichtet der Chronist – für die Leserin und den Leser ein wenig überraschend – von einem Mann in der Hauptstadt, der mit einem Schubkarren «den Leuten ihre Asche und ähnliches» wegschafft; bei diesem Öskulaka (Aschenlaka), wie er genannt wird, trifft eines Tages ein fünf Jahre alter Junge ein, er kommt vom Nordland und ist, wie es sich herausstellt, der Sohn des Aschenfuhrmanns. Nur kurze Zeit aber hält es Stefan Thorlaksson – er steht in den Kapiteln 16 bis 22 im Mittelpunkt – in Reykjavik aus, er macht sich eines Tages auf nach dem Nordland, gelangt bis zu dem Hof Hrisbru, wo ihn die Familie des Bauern Olafur als Schlafgast für eine Nacht aufnimmt: «Er übernachtete auf Hrisbru zwanzig Jahre lang», heißt es lakonisch am Schluß des Kapitels «Schlafgast auf Hrisbru» (18. Kap.). Wenn ihm auch keine besondere Ausbildung zuteil wird, schickt man ihn doch mit anderen Kindern zur Vorbereitung auf die Konfirmation und zum Erlernen von Schreiben und Rechnen zum Bauern von Laxnes (der Hof, auf dem Laxness seine Kindheit verbrachte!), so stellt sich doch bald heraus, daß mit

Stefan der Bezirk ein neues Gesicht bekommt. Verkehr und Konkurrenz ziehen mit ihm in Mosfellssveit ein, er ist der «Bahnbrecher einer neuen Zeit» (21. Kap. Hier wird von Gold und heißem Wasser erzählt). Stefans Devise lautet «Kaufe, kaufe, egal zu welchem Preis!», glückhafte Spekulationen machen ihn zu einem reichen Mann. Er beginnt als Chauffeur, errichtet mit Hilfe einer vom Vater geerbten großen Geldsumme einen «Autopalast», und schließlich erhält er für den Verkauf des kochend-heißen Wassers, das auf seinem Land gewonnen wird, Geldsummen, «die alles übersteigen, was man bis dahin jemals im Land hatte nennen hören.» (ibid.). Er wird Gemeindevorsteher von Mosfellssveit, steht schließlich so hoch über allen anderen Menschen der Gemeinde, daß er mit Egill Skallagrimsson verglichen werden konnte. Seinen Bericht über Stefan Thorlaksson beendet der «Unterzeichnete», wie sich der Ich-Erzähler nennt, mit der Mitteilung eines Pfarrers, «daß dieser Stefan wahrscheinlich so wenig geglaubt habe wie Konstantin der Große, der aber doch nachweislich das Christentum vor dem totalen Ruin rettete. Auf jeden Fall dürfte es zum gegenwärtigen Zeitpunkt übertrieben sein, Stefan Thorlaksson zu den großen Glaubenshelden in der Geschichte des Mosfellskirchspiels zu rechnen. Doch bot er diesem Kirchspiel, in Silber und Gold gemessen, eine solidere Stütze als die meisten unserer heiligen Männer zu leisten imstande waren, sei es mit stummer Andacht oder mit lautem Kirchengesang oder mit allzu langen Predigten. Dieser Stefan Thorlaksson verfügte also in seinem Testament, daß sein nachgelassenes Vermögen, das alles andere als klein war, dazu verwendet werden solle, eine große und gute Kirche in Mosfell im Mosfellstal auf den Ruinen der ehemaligen Kirche zu erstellen, der Kirche, die das Haupt Egill Skallagrimssons birgt.» (Schluß des Kapitels 22. Die Mosfellskirche kommt wieder auf die Erde herab).

Am 4. April 1965, so erzählt der Chronist im letzten Kapitel, «Nachwort» überschrieben, wird die neue Mosfellskirche, «eine der schönsten und am besten ausgestatteten Kirchen, die man auf Island findet», eingeweiht. Viele Geschenke gehen ein von den Gemeindemitgliedern, und am Tag zuvor wird die «alte oben erwähnte Glocke» vom Besitzer des Hrisbru-Hofes zurückgebracht, «es gibt keinen Zweifel, daß diese Glocke einen Klang aus alter Zeit wieder erweckt». Auf wundersame Weise taucht auch der Kelch der alten Mosfellskirche wieder auf, man hatte ihn unter dem nachgelassenen Gerümpel einer alten Frau gefunden, «die 1936 im Alter von achtzig Jahren gestorben war.»

Und damit schließt dieses Buch der Mirakel.

Das Romanmanuskript, Teile davon bereits 1963 in Rom geschrieben, beendet Laxness im Sommer 1970, und noch im selben Jahr kommt «Innansveitarkronika» heraus. Eine deutsche Übersetzung (von Fritz Nothardt) publiziert 1976 ein Kunstverlag in St. Gallen. Da Laxness in jener Zeit fast jährlich einige Zeit in der Schweiz verbringt, nutzt der Erker-Verlag die Gelegenheit, ein Werk des Nobelpreisträgers zu bringen, ist er doch spezialisiert auf zeitgenössische Künstler: Maler, Bildhauer und Autoren. So ist denn einer Notiz am Ende des Buches zu entnehmen, daß fünf Bildhauer durch die Schenkung je einer signierten Originallithografie die Veröffentlichung der «Kirchspielchronik» ermöglicht haben.

Die Kapitel 11 und 12 des Romans bringt der Verlag bereits 1972 unter dem Titel «Die Geschichte vom teuren Brot» heraus. Es ist ein «handschriftlich lithografiertes Text, mit 5 farbigen Originallithografien und lithografierten Randzeichnungen auf den Textseiten von Asger Jorn», jedem Band ist eine Schallplatte beigegeben, auf der Halldór Laxness seinen Text liest. In einer überarbeiteten Fassung veröffentlicht der Verlag 1974 erneut «Die Geschichte vom teuren Brot» in dem schmalen Band «Halldór Laxness in St. Gallen», zusammen mit einer «Rede auf Halldór Laxness am 15.11.1973» von Stefan Sonderegger (einmalige Auflage von 500 Exemplaren).

Der Anfang der «Geschichte vom teuren Brot» zeigt einen auffälligen Unterschied zum Text des Romans (Kap. 11). Der separate Text beginnt auf folgende Weise: «Meine Kirche war die kleine Mosfellskirche im Mosfellstal.

Diese Kirche wurde vierzehn Jahre vor meiner Geburt abgebrochen, denn zu jener Zeit wurde ein Gesetz erlassen, das vorschrieb, alle kleinen oder verwaisten Kirchen in kleinen Gemeinden seien abzureißen; bauen durfte man nur noch grosse Gotteshäuser für große Gemeinden.

Am 29. Juni des Jahres, in welchem unsere Kirche im Frühling abgebrochen worden war, konnte man in der Wochenzeitschrift «Unser Jahrhundert» die «Geschichte vom teuren Brot» lesen [...].

In der «Geschichte vom teuren Brot» tritt Laxness also ohne Scheu als Erzähler auf, spricht er von «meine» und «unsere Kirche», der Mosfellskirche, die vierzehn Jahre vor seiner Geburt, d.h. 1888, abgebrochen wurde. Im Roman bringt die Einführung eines Ich-Erzählers eine Distanz zum Text, und dies kommt auch in der Wahl des Titels zum Ausdruck. «Innansveitarkronika» setzt sich zusammen aus dem Grundwort Kronika, das auf eine Darstellung geschichtlicher Ereignisse nach ihrer zeitlichen Abfolge ohne Rücksicht auf ästhetische und wissenschaftliche Absichten hinweist – wir unterscheiden so u.a. zwischen Familien-, Kloster-, Bistums-,

Stadt- und Gemeindechronik –, und dem Bestimmungswort innansveitar, das den Raum der Chronik um- bzw. eingrenzt, in diesem Fall also: Gemeinde, Kirchspiel.

Der Romantitel ist ganz allgemein gehalten und schließt eine lokale Identifikation aus. Ist dies die Absicht des Autors? Warum aber erfahren wir dann schon auf der ersten Seite des Buches den Namen der Gemeinde, über die berichtet wird? Es ist die Mosfell-Gemeinde, jener etwa 15 km östlich von Reykjavík gelegene Bezirk, in dem der Autor seine Kindheit verbrachte und in dem er viele Jahre später sein Haus bauen lassen sollte, von dem aus er die Mosfellskirche erblicken kann. Warum setzt er dann nicht «Mosfellstal-Chronik» auf das Titelblatt? Will er mit «Innansveitarkronika» andeuten, daß seine heimatliche Gemeinde für alle Gemeinden Islands (oder der Welt) steht?

Die mirakulöse Geschichte vom Abbruch und vom Wiederaufbau der Mosfellskirche, von jenem Tag, da sie dem Erdboden gleichgemacht wird, bis zu jenem Tag, da sie wieder auf die Erde herabsteigt («Die Mosfellskirche kommt wieder auf die Erde herab» überschreibt der Erzähler das vorletzte Kapitel), umspannt einen Zeitraum von knapp acht Jahrzehnten, und zählen wir die ein wenig mehr als 100 Jahre hinzu, die zwischen dem königlichen Erlaß zum Abbruch der Kirche und dem Niederreißen durch drei Zimmerleute «an einem einzigen Arbeitstag von sechs Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags» (14. Kap. Keine Glocke) liegen, so sind es nicht mehr als zwei Jahrhunderte. Der Erzähler aber stellt sie in einen größeren Rahmen, er taucht tief hinab in die Sagazeit, vergißt nicht die Zeit des Glaubenswechsels, da man die Heiligen vergaß, und beschließt sie mit einem exakten Datum, dem 4. April 1965 – dem Tag der Einweihung der neuen Mosfellskirche.

Die Geschichte spielt zu jener Zeit, da alles Leben in Island sich um die Schafe dreht: «Das Auskommen der Menschen und ihre Lebensanschauung wurden ganz von diesen Tieren bestimmt» (3. Kap.). Gewiß erinnert sich der Erzähler jener Zeit nicht ohne Sympathie, doch weiß er auch, wie hart und schwer sie für die Menschen gewesen ist: «Gegen Ende des Mittelalters, als das Land bis tief hinab zu den Wurzeln zugrunde gerichtet und mit allen verfügbaren Vernichtungsmethoden verdorben war, so wie es heutzutage in Vietnam geschah, und die ganze Gemeinde wie vom Sturm weggefegt worden war, fingen die Leute aufs neue an, so zu leben, wie einst Robinson Crusoe lebte [...]. So lebten sie jahrhundertelang dumpf dahin und vergaßen obendrein auch noch siebenhundert Jahre lang, ein Bad zu nehmen, obwohl sie mehr warmes Wasser hatten als irgendein Volk in der Welt. In der Tat, keinen Ausweg gab es in einem sol-

chen Tal, weder einen nach vorne noch einen zurück» (2. Kap. Hässliches Land, Entwicklung unbekannt).

Eine bäuerliche Kultur ist die Welt, in der die Geschichte spielt, eine statische Welt, in der die Figuren auftreten: Olafur, der Bauer auf Hrisbru, und seine Frau Finnbjörg, vor allem aber das Dienstmädchen auf dem Pfarrhof, Gudrun Jonsdottir – eine der eindrucksvollsten weiblichen Gestalten von Halldór Laxness. Olafur Magnusson auf Hrisbru ist einer jener typischen isländischen Bauern, die wir aus Laxness' Romanen kennen, heißen sie nun Bjartur von Sommerhausen, Jon Hreggvidsson, Stein Steinar oder Olafur Magnusson. Einfach, fast einfältig, eigensinnig kommen sie daher; ohne Aufheben gehen sie ihrer täglichen Arbeit nach, mähen das Gras von der Frühe bis in die Nacht, sorgen sich um die Schafe, sind voller Neugier, was an ihrem Gehöft vorübergeht, geben sich zugeknöpft und abweisend, sind gastfreundlich zum Nachbarn und zum Fremden.

Was für ein martialischer Aufzug, als Olafur mit geschulterter Sense auf dem Pfarrhof erscheint, neben ihm die Söhne, «bärtige Kämpfen», von «ihren Zeitgenossen Karl Marx und Bakunin nicht zu unterscheiden» (3. Kap.). Selbstbewußt zeigt sich Olafur in seinen Staatskleidern beim Besuch der Mosfellskirche, oder wenn er wider «die Satane», die Mosfellskirchenpfarrer wettert, wenn deren Vieh auf sein Gras läuft. Doch nicht er, sondern seine Frau, Finnbjörg, ist die Seele der Familie auf Hrisbru.

Geheimnisumwittert ist die Frau, elfenartig wird sie genannt: Seit 18 Jahren ist sie bettlägerig – ihr Geheimnis freilich bleibt es, woran sie eigentlich leidet und aus welchen Gründen –, niemand von der Gemeinde hat sie je gesehen, nur gelegentlich ist ihre Stimme aus der Tiefe des Anliegens zu hören. Aus dem Nordland kommt sie, weiß sich verwandt mit einem altem Dichtergeschlecht. Eines Tages stellt sich dann heraus, daß sie Jahre hindurch den Kelch der alten Kirche unter ihrem Kopfpolster versteckt gehalten hat, jener Kelch, von dem niemand wußte, wohin er verschwunden war, als die alte Kirche dem Erdboden gleichgemacht worden war. Sie hat ihn aufbewahrt, in einem feinen Seidenschal, der von dem Dichter Jón Þorláksson (1744–1819) stammt, eingewickelt, bis sie Gudrun Jonsdottir kommen läßt und ihr den Kelch zum Aufbewahren anvertraut – dies alles erzählt 40 Jahre später Gudrun dem «Schreiber» (Kap. 15. Eine Kleinigkeit).

Diese Gudrun Jonsdottir ist die zentrale weibliche Figur des Romans: Eine stattliche Figur, groß, Kräfte wie ein Mann besitzt sie; sie ist von freundlicher Art, auch wenn sie sich einer ungewohnt derben Sprache bedient, was ihr aber kein Mensch verübelt. Ein Leben lang plagt sie sich,

ohne je Geld für ihre Arbeit zu nehmen; sie ist eine selbständige Arbeiterin, eine freie Frau, unverheiratet und ohne Kind. Nie fällt es ihr ein, Gefühle zu zeigen, sie scheinen für sie nicht zu existieren. Nichts zeigt dies überzeugender als «Die Geschichte vom teuren Brot», die der Erzähler genau in die Mitte des Buches, die Kapitel 11 und 12, stellt. Die Kapitel 1 bis 10 und 13 bis 22 umrahmen sie, das Kapitel 23 nennt er ja ausdrücklich «Nachwort». Nicht ohne Grund steht sie in der Mitte der Erzählung, enthält sie doch den Sinn der Chronik.

Der Erzähler will die Geschichte in einer alten Wochenzeitschrift aus jenem Frühjahr, da die Mosfellskirche abgerissen wurde, gelesen haben, er gibt sogar das Datum der Nummer (29. Juni) an und lädt alle, die sich die Mühe machen möchten, die Geschichte nachzulesen, ein, die Bibliothek aufzusuchen, könne man dort doch «die Geschichte vom teuren Brot» einsehen.

Was berichtet nun die Zeitschrift? Auf ihrem Weg heim zum Pfarrhof verirrt sich Gudrun Jonsdottir, die zum Brotholen gegangen war – das Brot wurde zum Backen in den Sand der heißen Quelle der Mosfellskirche gesteckt –, im dichten Nebel eines Frühlingsabends. Das Mädchen nimmt die falsche Richtung, gerät auf die weite und öde Hochfläche und irrt die ganze Nacht im Gebirge umher. Durch das Durcheinander auf dem Pfarrhof beim Abbruch der Kirche, die Pfarrfrau ist schon abgereist, wird die Abwesenheit des Mädchens erst spät bemerkt. Eine Suchmannschaft der Gemeinde wird nach ihm ausgeschickt, und diese Männer finden sie am Mittag des vierten Tages: «Schlafend auf einer mit Heidekraut bewachsenen Anhöhe [...] nicht weit davon auf einem Stück nackten Boden hatte sie mit dem Finger ihre Initialen G.J. in die weiche Erde geschrieben, einige sagen, dazu noch so etwas wie ein kurzes Testament [...]. Das Brot, nach dem das Mädchen ausgeschickt worden war, lag noch unberührt im Holzeimer.»

Viele Jahre später fragt der «Tintenkleckser», wie der Erzähler sich nennt, die nun alt gewordene Gudrun, «ob denn nicht, wie manche meinten, das Merkwürdigste an der ganzen Geschichte das sei, daß sie sich die ganze Zeit von dem frischgebackenen Schwarzbrot, das sie während der langen Wanderung, tage- und nächtelang über Berge und Einöden, mit sich herumgetragen habe, nicht ein Stück abbrach. Ein solches Brot wiege ja sechs Pfund und müßte genug Wochenproviant für einen Menschen oder gar für zwei sein; es könne sogar noch länger als eine Woche reichen, wenn man damit haushalte. Wie verblüffte da die Frau, als sie solche Absurditäten hörte, wie sie aus dem Mund dieses naseweisen Burschen ka-

men! Sie wurde beinahe böse: «Man ißt doch nicht selbst das Brot auf, das einem anvertraut wurde, mein Kleiner.»

«War es dir denn ganz einerlei, ob du am Leben bliebst oder starbst, wenn nur das Brot gerettet würde?» fragte der zuvor erwähnte Milch- und Tintenschlepper.

«Anvertraut ist anvertraut, und damit basta!» sagte darauf die Frau.

Frage: «Kann man es denn mit der Treue nicht auch zu weit treiben?»

Die Frau stellt die Gegenfrage: «Kann man je noch einem anderen treu sein als sich selber?» (12. Kap. Die Mosfellskirche erbt).

In diesen schlichten Worten offenbart sich das innerste Wesen des Mädchens; auch späterhin, als Frau, geht sie unabirrt ihren Weg, charakterfest behauptet sie sich gegenüber der Welt.

Von ganz anderer Art scheint jener Mann zu sein, mit dem die neue Zeit in die Gemeinde einzieht, jener Mann, von dem der Erzähler meint, daß er «wegen seines Fordismus bald ebenso berühmt wie andere wegen ihres Freudismus» (Kap. 19. Die neun Weltwunder) geworden sei – Stefan Thorlaksson. Ein unsteter Charakter und unruhiger Geist, immer neugierig und experimentierfreudig – schon als Junge versucht er, im Regenfaß seines Vaters Aale zu Haien zu züchten –, ein exzentrischer und doch wiederum großzügiger Geschäftsmann, dem das Glück stets zur Seite steht bei all seinen Aktivitäten – der Held einer modernen Saga, dem das Schicksal gewogen ist. Sein langjähriger Aufenthalt auf Hrisbru aber hinterläßt Spuren. Wenn die Leute auf Hrisbru auch meinen, das Christentum erfülle sich damit, «daß man in die Kirche gehe» (*ibid.*), und Stefan wähnt, das Christentum sei etwas, «das ihn nichts» angehe (*ibid.*), so bildet doch die Kirche die Mitte – wenn ihnen auch nicht bewußt – ihres Lebens, sie gibt ihrem Dasein einen Sinn. Ein Wunder ist es so nicht, daß Stefan sein ganzes Vermögen für die neue Kirche stiftet.

Das Symbol für die Kontinuität des Lebens der Gemeinde ist die Glocke. Beim Niederreißen der alten Mosfellskirche verschwindet sie, angeblich weiß niemand, wohin sie verschwunden ist, doch dann beauftragt der Bauer Olafur eines Tages seine Leute, aus dem Morast, aus dem Mist und der Jauche des Hofplatzes einen kostbaren Schatz herauszuholen – die Kirchenglocke. Sie läutet am Türbaum des Kirchhofes von Mosfell, während der Sarg seiner Frau in die Erde niedergelassen wird und der Pfarrer seine drei Schaufeln Erde auf ihn wirft, eine Woche später läutet sie, als der Bauer zu Grabe getragen wird.

Am Abend vor der Einweihung der neuen Mosfellskirche bringt Ingimund, Hofbesitzer auf Hrisbru, Schwiegersohn eines der alten Hrisbrükämpen, die Glocke zurück, «um für immer zu bleiben» (23. Kap. Nach-

wort). «Es wäre interessant zu wissen» überlegt der Erzähler weiter, «wo derartige Glocken schon vor dem Jahr 1000 gegossen wurden. Vielleicht ist die Glocke sogar so alt, daß es, als sie wieder aufgehängt wurde, gar nicht zum ersten Mal war, daß sie generationenlang in Mist und Jauche gelegen hatte, und deshalb auch nicht das erste Mal, daß eine andere Welt mit anderen Heiligen und einem anderen Glauben an die Macht gekommen war».

Diese Glocke, «äußere Höhe 34 cm, Durchmesser 24 cm», die «einen Klang aus alter Zeit wieder erweckt», ist für die Bewohner des Mosfellsbezirks ein unüberhörbares Zeichen für die Kontinuität der Geschichte, wie «die Glocke des Landes» auf dem Gerichtshaus von Thingvellir in der «Islandglocke». Die kleine Glocke wird im Chor der neuen Kirche aufgehängt, links vom Altar, und der Pfarrer will sie selbst bei Kindstaufen läuten, weil ihr, wie er sagt, Klang so schön sei, besonders beim Ausklingen.

Die Mosfellskirche ist der Mittelpunkt der Gemeinde, ein unübersehbares Zeichen, mögen die Mitglieder der Gemeinde auch keine «Glaubenshelden» sein, so ist sie doch ein Unterpfand ihrer Identität. Blicken die Menschen der Gemeinde hinauf zu ihrer Kirche oder hören sie die Glocken läuten – nun ohne Glöckner, «man braucht nur auf einen Knopf zu drücken, dann läuten sie entweder sofort, oder aber man kann sie im voraus auf einen Zeitpunkt einstellen, da eine Uhr in dem Glockenmechanismus eingebaut ist» (*ibid.*) –, so wissen sie, wofür, warum und weshalb sie leben. Die Menschen sind sich treu geblieben.

Die «Kirchspielchronik» berichtet vom Wandel einer ländlichen Gemeinde in unserem Jahrhundert, vom Wandel eines kleinen Küstenorts in dieser Zeit wird im nächsten Roman die Rede sein. Nach den Bauern folgen die Fischer, nach dem Schaf kommt der Fisch, von dem das Leben der Bewohner Islands abhängt. Vom «Gold Islands», von dem «berühmten Islandhering» (Kap. 8, Mehr aus dem lehrreichen Buch) erzählt die «Litanie von den Gottesgaben» (*Guðsgjafaþula*, 1972; dt. 1979). Im glitzernden Schein der Mitternachtssonne wird die großzügige Gabe Gottes geborgen, der goldrote Hering, Islands rotes und helles Gold (*ibid.*). Vom Auftauchen der Heringsschwärme, vom Wetter, von den Fangschiffen, von der Ausrüstung und den Verarbeitungsplätzen, von Angebot und Nachfrage des Weltmarkts sind die Küstenbewohner abhängig, somit von Menschen, von Reedern, Großhändlern und Bankdirektoren.

Einer von diesen steht im Mittelpunkt des Romans, dessen Handlung sich in etwa über ein halbes Jahrhundert erstreckt, von 1920 bis in die frühen siebziger Jahre, bis «jetzt, wo dieses geschrieben wird [...].» (Kap. 29. Ende der Heringsgeschichte. Zwei Verse). Im Frühling 1920 be-

ginnt die Geschichte auf dem Rathausplatz in Kopenhagen. Dort begegnet der eben aus Schweden angekommene «Dichter und Vogelhändler», der Ich-Erzähler, einem Mann im Cutaway, in braunem Khakihemd und mit einem Ebenholzstock unter dem Ellenbogen, es ist der Heringsgroßhändler Bersi Hjalmarsson, den der Erzähler als kleiner Junge daheim in Reykjavik kennengelernt hatte, als er seiner Pflegemutter «einen Sack Kohlrüben» verkaufte. An der Seite dieses Mannes, Islandbersi genannt, erlebt der achtzehnjährige Dichter – Bersi fordert ihn nebenbei auf, «meine Biographie zu schreiben» – einen turbulenten Tag. Er beobachtet ihn bei Heringsgeschäften mit schwedischen Händlern, bei einer «isländischen Fete» im Hotel Pallas in Bersis Appartement; am anderen Morgen kehrt er nach einem Spaziergang durch Kopenhagen mit einer Bekannten Bersis zum Hotel zurück, wo aber das Hotelpersonal weder ihn noch den Großhändler kennen will. Dieses Zusammentreffen des Dichters und Vogelhändlers mit dem Heringsgroßhändler und das Saufgelage bilden einen humorvollen Auftakt des Romans, doch sind die Kapitel eins bis fünf kaum mehr als eine Erzählung, betitelt «Frühlingstag in Kopenhagen», «eine Erinnerung ohne Verpflichtungen» (Kap. 6. In fremde Schicksale verstrickt).

Doch die Erzählung findet ihre Fortsetzung, wenn auch erst 1938, d.h. achtzehn Jahre später, als für den nun 36jährigen Dichter sein einstiger Nebenerwerb, «die Tintenkleckserei, zum Kennzeichen meiner Person geworden» ist (Kap. 10. Wiedersehen in Reykjavik). In einer der Straßen der Stadt begegnen sie einander, und Bersi lädt ihn zu einem «Ministeressen» (Kap. 11) in das Hotel Borg ein; so findet er sich unter Ministern, Bankdirektoren und anderen Honoratioren wieder, unter ihnen auch «einer unserer größten Bolschewiken und Gesellschaftskritiker», wie Bersi einen der Gäste vorstellt.

Im 12. Kapitel fordert ihn der «nette Bolschewist» auf, die Redaktion der Wochenzeitung «Nordexpress» für die Monate Juli und August zu übernehmen: «Es ist für uns lebensnotwendig, an allen Hauptorten unerschrockene Leute zu haben, welche die Fackel der Revolution hochhalten und bei den Arbeitern den Standpunkt der Dialektik festigen, die leider in unseren alten Schriften «Streitkunst» heißt, was eine schlechte Propagandabezeichnung für die unwiderlegbare Weltanschauung unserer Zeit ist. Es geht um einen Ort namens Djupvik [...]. Wir machen unseren Redakteuren keine Vorschriften mit Ausnahme jenes einen Wortes: Weltrevolution.» Der Erzähler nimmt das Angebot an, ein anderes – eine Entenfarm zu kaufen – lässt er in der Schwebe. Aus der Arbeit aber wird nicht viel, stellt sich doch nach seiner Ankunft in Djupvik heraus, daß die

Druckpresse nicht in Ordnung ist und zur Reparatur nach Reykjavik geschickt werden muß. So hat er einige ruhige Tage, bis ihn ein Telegramm aus der Hauptstadt aufschreckt, heißt es doch da: «Die Lage in Djupvik verursacht Entsetzen bei der Bevölkerung. Sammelt die Leute. Organisiert Kampf mit Demonstrationen, Reden, Plakaten und Streiks gegen Unterdrückung durch Banken und den Staat. Kommunismus ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung. Agitiert mit der Weltrevolution. Bestärkt die Leute durch das Vorbild der Arbeiter- und Bauernräte, die die Sowjetunion regieren. Das Ziel ist eines in der ganzen Welt. Alles ist besser, als passiv zu sein. Druckerei in Djupvik ins Ausland geschickt.» (Kap.19. Sensationelle Nachricht aus Reykjavik). Und so kommt es dann dazu, daß sich die Gewerkschaft in Djupvik, die Stauergewerkschaft, «zu einem Streik aufraffte».

«Dieser Hafenstreik dauerte zehn Tage oder so. Auf das Leben der Allgemeinheit im Ort wirkte er sich so aus, daß der Antransport von Waren des täglichen Bedarfs aufhörte. Die Verbindungen mit Djupvik zu Lande waren unzureichend, und es war kaum möglich, den Ort anders als per Schiff zu versorgen. Vorräte waren im Ort so gut wie keine vorhanden. Als der Küstendampfer das erstemal nach Streikbeginn seinen Fahrplan für den Ort einhalten wollte, standen die Stauer auf Streikwache und verhinderten, daß das Schiff abgefertigt wurde. Ein zweiter Versuch wurde während des Streiks nicht unternommen. Kleine Gruppen gutschulerter Djupviker in Gemeinschaft mit nichtorganisierten Arbeitern versuchten, den Stauern das Heft aus der Hand zu nehmen. In zeitgenössischen Quellen über die Vorgänge werden die Leute Faschisten genannt. Eine andere, gleich große Gruppe stellte sich auf die Seite der Stauer. Auf dem Kai gab es ein paar Püffe und Stöße. Ein Mann fiel ins Wasser, er wurde gerettet. Islandbersi stand auf dem Kai und feuerte die Streikenden an; er verschenkte Apfelsinen, Zigaretten und Glaxomilch. Die Geschichte bewahrte in ihren Annalen dieses Ereignis als die «Große Schlacht auf dem Kai von Djupvik.» (Kap. 20. Morgen im Hotel Djupvik).

Für die zwei Monate des «heringslosen Sommers» hat der Redakteur eine Unterkunft im Hotel Djupvik gefunden; Hnulla heißt die Frau des Hauses, es ist jene Frau, der der Erzähler erstmals an jenem Frühlingstag in Kopenhagen begegnet war. Andere Gäste des Hotels sind Bersi Hjalmarsson und der Kapitän Egil D. Grimsson, Verfasser des Buches «Meine Heringsgeschichte», aus dem der Erzähler häufig größere Ausschnitte zitiert und dem er nicht wenige seiner Kenntnisse über den Hering und dessen Bedeutung für Island verdankt.

Vor seinem Aufenthalt in Djupvik hatte der Erzähler im Südländ Bersi Hjalmarssons Frau und Kinder kennengelernt, dabei hatte ihn insbesondere die bettlägerige Bergrun berührt, sprach sie doch begeistert von ihrem Vater – der sich nur ganz selten sehen ließ –, der ihr auf einer Italienreise eine Geige erstanden hatte. Dieses kranke Mädchen kommt nach Djupvik, um ihren Vater zu besuchen, dort stirbt sie in der Klinik für verunglückte Fischer, dumpf und heiser flüstert Bersi dem Erzähler zu: «Es war meine Tochter. Ich bin der Vater. Ich war es, der für sie Geige spielte» (28. Kap. Die Entenfarm).

Im Herbst verläßt der Erzähler den Ort und das Land für einen längeren Auslandsaufenthalt (29. Kap. Ende der Heringsgeschichte. Zwei Verse). Nach dem Krieg ruft ihn ein Telegramm nach England, in London trifft er Islandbersi wieder: ein alter Mann in einem Sessel, «mit einer Geige auf den Knien und einem Bogen in der Hand». Er kann sich kaum noch an etwas erinnern, nur an seine Tochter: «Es gibt einen einzigen Ton, auf den es ankommt [...]. Jetzt will ich versuchen, diesen Ton herauszubekommen. Für Bergrun.

Er saß lange mit der Geige auf dem Schoß und zupfte an den Saiten und versuchte, den besonderen Ton zu finden, der an Bergrun Hjalmarson erinnerte» (30. Kap. Haus in England).

Schenken wir der Zeitangabe, die Laxness nach seiner Gewohnheit an den Schluß des Textes setzt, Glauben – warum sollten wir dies nicht? –, so ist das Manuskript im «Sommer 1972» geschrieben. Die Helligkeit eines isländischen Sommers liegt über diesem Buch, eine gelassene und heitere Stimmung geht von diesem Stück Prosa aus. Wir lesen von Geschehnissen, die wahrhaftig nicht weltbewegend sind und die sich während eines halben Jahrhunderts ereignen: An einem «Frühlingsmorgen in Kopenhagen» im Jahr 1920 setzen sie ein, auf dem Rathausplatz der dänischen Hauptstadt, in einem «Haus in England», im siebten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, gehen sie zu Ende.

In einem knapp zweiseitigen Nachwort – «den Lesenden zur Beachtung!» – nennt Laxness seine Arbeit einen «Essay-Roman». Sie enthalte verschiedene literarische Produkte: Lebenserinnerungen, Zeitungsnotizen, Geschichten u.a., doch, so betont er nachdrücklich, vor allem sei dies Stück Prosa ein Roman (skáldsaga). «Essay-Romane» sind aber auch noch die nachfolgenden Arbeiten: «I túninu heima», 1975 (Auf der Hauswiese, dt. 1978); «Úngur eg var», 1976 (Jung war ich); «Sjömeistarasaragan», 1978 (Die Siebenmeistergeschichte) und «Grikklandsárið», 1980 (Das Griechenlandjahr); sie enthalten Erinnerungen an die Jahre der Kindheit und Jugend: der erste Band beschreibt die Jahre von 1902 bis 1914, der

zweite die Jahre 1919 und 1920, der dritte die dazwischenliegende Zeit, der abschließende Band erzählt von den Jahren 1920 und 1921. «Dichtung und Wahrheit» bringen diese «Essay-Romane», Erlebnisse und Erfahrungen aus der glättenden und harmonisierenden Rückschau des über Siebzigjährigen. Im Zentrum steht das erzählende Ich: HALLDÓR FRÁ LAXNESI, POETA – so zu lesen auf dem Türschild seiner Mietwohnung in Kopenhagen (*Úngur eg var*, Kap. 4).

Einen Ich-Erzähler haben wir auch in der «Litanei von den Gottesgaben», doch hält er sich zurück, er ist «nur ein Zuschauer ohne Gesicht und Namen» (18. Kap. Himmelspförtner Petrus), «meine eigene Lebensgeschichte» ist «ohne Bedeutung», schreibt er und betont, daß er «nur die Rolle eines Zuschauers» spiele (10. Kap. Wiedersehen in Reykjavik), nicht mehr. Dieses Ich erinnert sich an seine Begegnungen mit Bersi Hjalmarsson: 1920 in Kopenhagen, 1938 in Island, Reykjavik und Djupvik, nach dem Krieg in London. Läßt ihn seine Erinnerung im Stich, so zieht er die «sporadischen Eintragungen» seines Notizbuches herbei (17. Kap. Die Engel), «aus meinen Djupviker Tagen in jenem Sommer». Lassen ihn das Gedächtnis und die Eintragungen in seinem Notizbuch im Stich, so behilft er sich mit anderen Hilfsmitteln, um seine Erzählung mit pralem Leben auszustatten. Besonders gern greift er auf Kapitän Egil D. Grimssons «Meine Heringsgeschichte» zurück: «Das Buch wurde erst viele Jahre, nachdem ich den Verfasser kennengelernt hatte, verfaßt und ebenso viele Jahre, nachdem ich ihn wieder vergessen hatte. Es kam nämlich erst ein oder zwei Jahre später heraus, als der Verfasser hochbetagt im siebten Jahrzehnt des Jahrhunderts gestorben war.» (Kap. 18. Himmelspförtner Petrus). Aus Grimssons «Heringsgeschichte» zieht der Ich-Erzähler jene Fäden, «die mit meiner Geschichte verwoben sind» (Kap. 7. Ein lehrreiches Buch), hier findet er viele Details für sein Portrait von Bersi Hjalmarsson und dessen «Heringsgeschichte» (Kap. 29. Ende der Heringsgeschichte. Zwei Verse); auch vermittelt es ihm ein tieferes Verständnis für den Fisch- und Heringsfang, für dessen Instabilität und Stellenwert im isländischen Wirtschaftsleben.

Ein anderes Buch zitiert er, als er sich darüber ausläßt, daß «hierzu lande» der Hering immer gering geschätzt wurde, man unterschied «Hering und Fisch» wie zwei unvereinbare Dinge: «Man darf die ehrenwerten Fische nicht kränken, indem man sie mit dem Hering in Zusammenhang bringt. Ich gestatte mir, aus der bemerkenswerten Untersuchung des Ernährungswissenschaftlers Prof. Dr. Joensen über die Kochkunst zu zitieren. (Prof. Dr. S.G. Joensen, «Die klassische Nationalkost der Isländer durch ein Jahrtausend», Eine nahrungswissenschaftliche Studie, Univer-

sitätsbücherei Göttingen usw.)». Und dann folgt eine längere Passage über die Geschmacksnerven der Isländer beim Verzehr aller möglichen Arten von Fischen: Dorsch, Schellfisch, Kabeljau, Rotbarsch, Seeskorpion, Tintenfische usw. und natürlich auch über den Hai: «Obwohl der Hai kleine Augen und ein grimmiges Maul hat, hielt man ihn in Island doch für genießbar, erstens weil er zwölf Jahre lang in der Erde vergraben lag, ehe er gegessen wurde, und sich durch diese lange Eingrabung seine häßliche Miene gemildert hatte, und zweitens, weil er in Stücken verkauft wurde, nachdem er ausgegraben war, und so nur wenige ihn vollständig gesehen hatten» (Kap. 9. Klasseneinteilung der Fische).

Von seiner Lektüre in der Wochenzeitung «Nordexpresß» – in der Landesbibliothek – teilt er uns einige höchst aufschlußreiche Artikel mit, «nicht minder interessant als in «Le Temps» [...] oder in «The London Times», die meines Wissens in jenen Jahren von einem Mann in Reykjavik gelesen wurde.» (Kap. 14. Die Zeitung «Nordexpresß»). Und schließlich kann er sich nicht enthalten, den Telegrammwechsel abzudrucken, der zwischen dem «Landesverband der dörflichen Frauenvereine gegen den Bierimport nach Island» und dem Redakteur des «Nordexpresß» in Djupvik stattfand (Kap. 25. Ein neuer Staat, Aufstieg und Fall).

Die Zitate sind in kleineren Buchstaben gesetzt und heben sich so deutlich vom Text des Ich-Erzählers ab. Ein leicht durchschaubares Verwirrspiel des Autors, denn natürlich stammen auch diese Zitate aus seiner Feder – die deutsche Übersetzung in der Werkausgabe (1994) hält sich an das Original –, wir dürfen wohl mit einiger Sicherheit annehmen, daß er sich hinter dem Ich-Erzähler verbirgt. Stimmen doch z.B. die Lebensdaten auffällig überein: «Ich war achtzehn», sagt der Ich-Erzähler zu Islandbersi in Kopenhagen im Frühling 1920, im gleichen Jahr, im Frühling ist auch Laxness achtzehn (Kap. 3. Frühlingstag in Kopenhagen). «Beim Wiedersehen in Reykjavik» (Kap. 10) ist der Erzähler «sechsunddreißig, reifer [...] als damals» und sein «Nebenerwerb, die Tintenkleckserei» ist «zum Kennzeichen meiner Person geworden». Genau dies könnte auch Laxness von sich sagen im Jahr 1938.

Auf den Anfang des Romans, die Begegnung des Ich-Erzählers mit Bersi Hjalmarsson in Kopenhagen auf dem Rathausplatz, kommt Laxness in seinen Erinnerungen an die Jahre 1919 und 1920, – festgehalten in «Úngur eg var» (1976, Jung war ich) – zurück. Im 13. Kapitel (Hôtel Continental) erzählt das Ich des Buches von einem Óskar Halldórsson, den es aus seiner Kindheit kennt, «als er meinem Vater Kohlrabi» verkauft. Diesen trifft der gerade aus Schweden kommende junge Laxness auf dem Rathausplatz in Kopenhagen, und als er ihm sagt, er suche eine Bleibe,

bietet Óskar ihm an, bei ihm zu wohnen. Damit der Bezug zur «Litanei» auch ganz deutlich wird, setzt er an den Schluß des Kapitels: «Anfang der Litanei von den Gottesgaben» (Upphaf Guðsgjafapulu).

Von «der großzügigen Gabe Gottes» erzählt der Roman, von «Islands rotem und hellem Gold»: Vom Auftauchen und vom Verschwinden der Heringsschwärme ist die Rede, von Heringsflauten und dem Krach von 1920, vom Ausbleiben des Nordlandherings, diesem «Prachtgeschenk, [...] das der himmlische Vater dieser Nation gegeben hat» (Kap. 29), von den Erfindungen – Radar und Sonar bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs –, mit denen es möglich wird, «tags wie nachts überall im Meer den Hering zu orten» (ibid.), vom Verkauf des Heringsöls zu höchsten Preisen für die Sprengstoffindustrie, von «jener Riesenprofitperiode, die jahrelang in wachsendem Maße anhielt, während die neuen Fangmethoden und -geräte die Gründe des Nordlandherings leer fegten.»

Von diesem launischen Tier des Meeres ist die isländische Wirtschaft abhängig, nicht von den Pelzen der Minke, die für kurze Zeit auf Farmen gezüchtet werden (Kap. 24, Abend mit Pelzbauern); Zufall und Glück bestimmen weithin das Schicksal der Bewohner des Landes. Und wie sieht der Ich-Erzähler seine Landsleute? Die Minister und Bankdirektoren in Reykjavík und die «Crème de la crème von Djupvik» (Kap. 11. Ministeressen bei Islandbersi) sind reif für ein Wachsfigurenkabinett – so Bersi –, und die Arbeiter in Djupvik zeigen sich der «Revolutionären Situation», so die Überschrift des Kap. 23, auch nicht recht gewachsen. Die Beschreibung ihres Streiks und des für drei Stunden errichteten Staates sind gelungene Parodien, führen sie doch den Kampf der Gewerkschaft und der Partei, die die Weltrevolution durchsetzen will, ad absurdum. In dieses Bild hinein paßt sehr gut der starke Mann von Djupvik, der Vertreter der Partei und Gewerkschaftsvorsitzende, den «die Partei nach Wien und Moskau zum Studium des Sozialismus geschickt» hatte (Kap. 16. Starker Mann in Djupvik).

In dieser Welt lebt Bersi Hjalmarsson, jene Figur, der des Erzählers Hauptaugenmerk gilt: Er hält die Geschichte zusammen. Nicht nur der Körpergröße nach ist Islandbersi ein Riese. Ein Heringsgroßhändler ist er und ein gewaltiger Whiskeytrinker, mit großen Gesten wirft er ebenso um sich wie mit dänischen Eintausend-Kronenscheinen, in aller Welt ist er zuhaus, doch bei Weib und Kindern läßt er sich nicht sehen, dennoch liebt er seine kranke Tochter Bergrun, Verse macht er und spielt auf der Geige, die man nicht mit Gold aufwiegen kann. Geradezu liebevoll zeichnet ihn Egil D. Grimsson in seiner «Heringsgeschichte»: «Trotz seiner vier wirklichen Bankrotte, von denen der vierte der größte war, wurde Bersi nie an-

geklagt noch verurteilt, sondern in irgendeiner Form oder unter einem Vorwand von Seiten der Bank erneut eingesetzt. Irgendwie gewann sich dieser Mann trotz allem Vertrauen. Die Bevölkerung hatte ihn gern wie einen Helden, vergleichbar etwa mit dem starken Grettir Asmundarson. Niemand wünschte ihm Böses, nicht einmal die, denen er jahrzehntelang den Lohn schuldig geblieben war. Doch am treuesten hielten die zu ihm, die ihn am besten kannten. Er besaß eigentümliche Seelenkräfte, welche die Menschen für ihn begeisterten, wo er auch hinkam, und doch habe ich darüber streiten gehört, ob er wirklich lesen und schreiben konnte [...]. Dem Namen nach wurde ihm zugeschrieben: die größte Heringsflottille des Nordlands, viele Heringsölfabriken, die meisten und größten Herringskais; außerdem unzählige Werte an anderen Orten. Doch ich bezweifle, ob in all diesen Jahren auch nur an einem Tage eine Öre so lange in seiner Tasche steckenblieb, daß er ihn am Abend sein eigen nennen konnte.» (Kap. 29. Ende der Heringsgeschichte. Zwei Verse).

Eine seltsame und unergründliche Figur ist dieser Bersi Hjalmarsson; mit einem Bein steht er in der Welt der Wirklichkeit, mit dem anderen in der Welt der Sagas und Mythen. Unverhohlen gehören die Sympathien des Ich-Erzählers dieser Spielerfigur, seine Zuneigung ist ihm sicher, nicht ein Wort des Tadels fällt. Das letzte Kapitel des Romans läßt uns Bersi Hjalmarsson in einer unerwarteten Pose sehen, versucht er doch immer wieder auf der Geige, die er einstmals seiner kranken Tochter Bergrun gekauft hat, den «einzigen Ton, auf den es ankommt», zu finden. Ein Bild, das wir nach den vorangegangenen Kapiteln nicht unbedingt erwarten durften.

Ist dieser heiter-humorvolle Roman von einem Hasardeur das Satyrspiel, das der Autor den Romanen der fünfziger und sechziger Jahre, die von der Suche nach dem Sinn des Lebens handeln, folgen läßt? Warum Suche nach Sinn, wenn Zufall und Glück den Lauf des Lebens bestimmen? Ist die «Litanei von den Gottesgaben» das Gegenstück von der «Kirchspielchronik»: Warum Beständigkeit und Bewährung, wenn alles Sein nur ein Spiel ist? Ist Bersi Hjalmarssons Leben nur eine andere Art des Sichtreubleibens, von dem Gudrun Jonsdottir in der «Geschichte vom teuren Brot» spricht?